Der

biblische Schöpfungsbericht

(Genesis 1,1 – 2,3)

erklärt

von

Dr. M. Seisenberger,
Professor am k. Lyceum in Freising.

Zweite Auflage.

Freising, 1882.
Druck und Verlag von Franz Paul Datterer.

Der

biblische

Schöpfungsbericht

(Genesis 1,1—2,3)

erklärt

von

Dr. M. Seisenberger,

Professor am k. Lyceum in Freising.

Zweite Auflage.

Freising, 1882.

Druck und Verlag von Franz Paul Datterer.

Scitote quoniam Dominus Ipse est Deus.
Ipse fecit nos, non ipsi nos.
Psalmus 99,3.

Vorwort
zur ersten Auflage.

An Erklärungen des Schöpfungsberichtes ist kein Mangel. Während eine katholische vollständige Auslegung der Genesis seit langer Zeit nimmer erschienen ist, hat das erste und zweite Capitel derselben vielfache Erläuterung gefunden, in letzterer Zeit besonders durch Mutzl, Pianciani, Lüken, Reusch, Güttler, v. Hummelauer. Neben diesen größeren Arbeiten nimmt sich mein Schriftchen unbedeutend genug aus. Indeß wird es noch Raum finden. Jeder hat seine eigenthümliche Art, die Dinge anzuschauen und zu beurtheilen, und so hoffe ich, nicht bloße Reproduction geliefert, sondern auch noch einiges Neue gesagt zu haben. Mein Standpunkt ist großentheils von dem der Genannten verschieden, nämlich nur exegetisch. Ich habe für Studierende geschrieben und möchte zunächst meinen Zuhörern die biblische Schöpfungsgeschichte etwas genauer erklären, als es in den Vorlesungen, in welchen mehr als ein Capitel der Bibel erklärt werden muß, gewöhnlich möglich ist. Die naturwissenschaftlichen Partien sind demgemäß kurz gehalten, hoffentlich aber doch nicht so ungründlich, daß sie besser ganz weggeblieben wären. Der Naturforschung ferne stehend mußte ich mich begnügen mit ihren Resultaten, die ich gewissenhaft nach den jedesmal citirten Schriften darzulegen suchte.

Leicht wäre es gewesen, der Abhandlung einen mehr gelehrten Schein zu geben. Ich hätte nur zahlreichere Citate mit orientalischen Typen anführen dürfen. Aber dadurch

würde ich die meisten der Leser, auf die ich hoffen kann, von der Lektüre abgeschreckt, die Herstellung der Schrift aber um Vieles vertheuert haben. Darum sind selbst die hebräischen Citate mit lateinischen Buchstaben umschrieben. Dabei ist 'Aleph mit spiritus lenis, ʿAjin mit spiritus asper bezeichnet worden.

Der Text ist nach der lateinischen Vulgata gegeben, die unter uns Katholiken noch immer ihren Namen verdient. In den Anmerkungen ist jede bedeutende Abweichung von der Vulgata nach dem masorethischen und Septuaginta-Texte notirt; auch der samaritanische Text sammt der Version und die anderen alten Uebersetzungen sind durchweg berücksichtigt worden.

Der Nichtgebrauch der neueren deutschen Orthographie wird hoffentlich keinen Anstoß erregen. Zur Zeit ist die ältere noch die allgemeinere.

Gott möge die kleine Arbeit segnen!

M. S.

Vorwort

zur zweiten Auflage.

Die erste Auflage dieser Schrift erschien im Vorjahre als Programm der Freisinger Studienanstalten für 1880/81. Nur für einen kleinen Kreis von Lesern bestimmt, sollte sie nicht in den Buchhandel kommen. Da indeß die hier behandelten Fragen gegenwärtig so vielfach besprochen werden und von mehreren Seiten ein Verlangen nach dieser Arbeit geäußert wurde, erscheint sie anmit in einer zweiten Auflage, welche sich von der ersten nur in wenigen Punkten unterscheidet.

Freising im Monat März 1882.

M. S.

Inhaltsübersicht.

Eingang.

Der erste Schöpfungstag. Das Licht.

Der zweite Schöpfungstag. Das Firmament.

Der dritte Schöpfungstag.

Eingang I, 1. 2.

1. Im Anfange schuf Gott den Himmel und die Erde.[1]

Dieser kurze Vers spricht drei große Wahrheiten aus, mit deren Erforschung alte und neue Denker sich vergebens abmühten: Erstens, die Welt ist nicht ewig; zweitens, Gott existirt vor und außer der Welt; drittens, die Welt ist von Gott aus Nichts hervorgebracht worden.

A. Die Welt ist nicht ewig. Die Ewigkeit der Welt kann in doppelter Weise behauptet werden, indem man entweder annimmt, daß sie immer in der gegenwärtigen Gestalt existirte. oder daß die Materie, der Stoff der sichtbaren Welt, immer vorhanden war und zu immer neuen Daseinsformen sich gestaltete. Die erstere Annahme wird allgemein abgewiesen, Die vielen Veränderungen, welche die Welt offenbar schon erlitten hat und immer noch erleidet, verkünden laut, daß die gegenwärtige Gestalt der Welt geworden ist und wieder vergeht. Aber könnte nicht die Materie ewig sein? Schon die Epikuräer sagten, die Welt sei aus ewiger Materie durch Zufall entstanden, indem die Atome an einander hafteten und sich verdichteten. Aehnlich Neuere, z. B. Häckel (Natürliche Schöpfungsgeschichte, 5. Aufl., S. 8): „Die Naturwissenschaft hält die Materie für ewig und unvergänglich, weil durch die Erfahrung noch niemals das Entstehen oder Vergehen auch nur des kleinsten Theiles der Materie nachgewiesen worden ist.“ Mit dem Dogma der Kirche ist diese Annahme sicher unvereinbar. Aber sollte sie nur durch den Glauben, nicht auch durch Vernunftbeweise als falsch erkannt werden können?

Manche meinen es.[2] Allein es ist wohl doch auch die Vernunft im Stande, das Widersinnige jener Behauptung darzulegen. Vor allem ist es schon unbegreiflich, wie die Materie von jeher da sein konnte, ohne zu entstehen. Eine ewig aus sich bestehende Materie anzunehmen widerstrebt dem vernünftigen Denken; denn nach unserer Erfahrung existirt Nichts ohne Ursache, und unsere Vernunft fühlt sich gedrängt, für alles Bestehende eine Ursache zu denken. Existirte ferners die Materie von Ewigkeit her, so war sie entweder in Bewegung oder in Ruhe. War sie in Bewegung, so muß also auch eine unendliche Summe zählbarer Einzelbewegungen, z. B. des Umlaufs der Sonne, angenommen werden; ein zählbares Unendliches aber gibt es nicht, Zahl und Unendliches schließen sich aus. War sie in Ruhe und wurden ihre Atome erst nach ewigem Schlafe durch irgend einen Zufall in Bewegung gesetzt, so war sie doch einer unendlichen Reihe von Einzelbewegungen fähig; demnach wäre also ein zählbares Unendliches möglich, was absurd ist.[3]

Aber gesetzt auch, es verhielt sich so, es existirte eine ewige Materie aus sich,[4] und es waren in ihr bestimmte Kräfte und Gesetze vorhanden (was anzunehmen wieder nicht angeht, weil diese eine immaterielle Ursache voraussetzen, welche sie bestimmt, gerade so und nicht anders zu wirken), so ist es dennoch sicher, daß auf diese Weise die Materie nicht zu einer Entwicklung und Gestaltung gekommen wäre.[5] Sich selbst überlassen können die Naturkräfte Nichts gestalten. Insbesondere ist das Gesetz der Schwere oder die Anziehungskraft nicht im Stande, aus der gleichmäßig im Raume vertheilten Materie bestimmte Gestaltungen hervorzubringen. Denn jedes Atom würde gleichmäßig nach allen Seiten hin wirken, anziehen und angezogen werden; keines könnte sich darum bewegen und dem andern nähern oder sich mit ihm vereinigen.

Aus der Materie selbst also läßt sich die Entstehung der Welt nicht erklären. Man ist denkgesetzlich genöthigt, eine außer ihr existirende Ursache anzunehmen, der sie dem Gehalte und der Form nach ihr Dasein verdankt.

B. Gott existirt vor und daher auch außer der Welt. Die Existenz Gottes ist in unserm Berichte ohne weiters als gewiß vorausgesetzt. Die Menschen des Alterthums, von denen der Bericht stammt, waren der Zeit noch nahe, da Gott mit den Menschen unmittelbar väterlich verkehrt hatte. Für sie bedurfte es eines Beweises für das Dasein Gottes so wenig, als für uns die Existenz der Sonne oder auch nur eines Erdtheiles Australien bewiesen zu werden braucht. Die Menschheit stand im Kindheitsalter, fühlte sich daher von Gott noch durchweg abhängig und konnte an einen andern Seinsgrund nicht denken. Selbst die Heiden des Alterthums sammt und sonders nahmen noch das Dasein und Walten der Gottheit als etwas unmittelbar Gewisses an. Noch Plato[6] wollte die Gottesläugner aus seinem Staate verbannt wissen in der Ueberzeugung, daß es keine verderblichere Pest auf Erden geben könne als sie. Die hl. Schrift selbst bezeichnet die Gottesläugner als Thoren (Ps. 52, 1) und als unentschuldbar (Röm. 1, 20), da selbst ohne specielle Offenbarung schon aus den Werken der Natur der Schöpfer erkannt wird (Ps. 8, 13. 18, 2).

C. Die Welt ist von Gott aus Nichts hervorgebracht worden. Für G o t t steht im Hebr. der Plural 'Elohim. Der Akt der Weltschöpfung kommt vorzugsweise Gott dem V a t e r zu, den das kirchliche Glaubensbekenntniß speciell „den Allmächtigen, Schöpfer des Himmels und der Erde" nennt. Da er in der göttlichen Trinität die erste Stelle einnimmt, hat er auch in der Wirksamkeit nach Außen die Initiative. Indeß deutet der Plural 'Elohim auf eine Mehrheit in Gott, wenn diese auch vor Christus nicht klar

erkannt wurde. Auch der Sohn und der hl. Geist haben an der Weltschöpfung Antheil. Vom Sohne wird Joh. 1,3 gesagt, Alles sei durch ihn gemacht worden, und vom hl. Geiste in unserm Berichte selbst V. 3, daß er in der Schöpfung über den Gewässern schwebte. Ps. 32, 6: „Durch das Wort des Herrn sind die Himmel gefestigt worden und durch den Geist seines Mundes all ihre Kraft.“[7] Wenn übrigens durch 'Elohim auf eine Mehrheit in Gott gedeutet wird, so ist durch den Singular bara' (schuf) auch die Einheit des Wesens gewahrt.

Aber will unser Erzähler wirklich eine Entstehung der Welt aus Nichts, eine völlige Neuschaffung berichten? Sicher. Der hebr. Ausdruck bara' fordert diese Auffassung. Heißt auch das Wort zunächst schneiden, schnitzen und dann im Intensivum bilden, so bestimmen doch die vielen biblischen Stellen, in denen es vorkommt, den Sprachgebrauch unzweifelhaft im Sinne eines Hervorbringens aus Nichts.[8] Auch unser deutsches schaffen, Schöpfer deutet zunächst auf herausheben; aber unser Sprachgebrauch verlangt dafür die Bedeutung: hervorbringen aus Nichts. Ohne Bedenken kann übrigens zugegeben werden, daß manchmal bara' auch synonym mit 'asah (machen) und jazar (bilden) gebraucht wird. Auch wir können ja sagen: Gott hat Himmel und Erde gemacht oder gebildet, obgleich wir bei genauerer Bestimmung den Ausdruck schaffen wählen. Parallelstellen aus der Schrift machen dies noch deutlicher. Ps. 148,4 fordert der Sänger die überirdische Schöpfung zur Lobpreisung Gottes auf und fügt hinzu: „Er hat gesprochen, und es ist geworden; er hat befohlen, und es war geschaffen.“ 2 Makk. 7,28 erklärt die standhafte Mutter ihrem jüngsten Sohne den Sinn unsers Berichtes mit den Worten: „Ich bitte dich, o Kind, aufzuschauen und Himmel und Erde und Alles, was darin ist, zu betrachten und zu erkennen, daß

Gott dieses und das Menschengeschlecht aus Nichts gemacht hat." Ist auch das 2. Buch der Makkabäer nicht hebräisch geschrieben, so gilt es doch in der Kirche als kanonisch, und Jedermann anerkennt, daß obige Worte die damaligen und jetzigen Anschauungen der Juden über den Ursprung der Welt ausdrücken. Vgl. auch Hebr. 11, 3.[9]

Ist nun nach unserm Bericht die Welt aus Nichts geworden, so ist durch ihn auch eine Emanation aus dem Wesen Gottes ausgeschlossen. Die Welt ist also nichts Göttliches, participirt nicht am göttlichen Wesen, sondern steht Gott als etwas völlig Anderes, Neues gegenüber.

Hier kann die Frage berührt werden, ob Gott gezwungen war zu schaffen. Gleich den alten Peripatetikern behaupten es auch neuere Philosophen. Man sagt, es sei undenkbar, daß eine Kraft ohne ihre Aeußerung sei. Daher sei es auch nicht denkbar, daß die weltschöpferische Kraft jemals gewesen sei, ohne sich in der Hervorbringung der Welt zu äußern. Aus dem Wesen des Weltschöpfers gehe die Erschaffung einer Welt und zwar der vollkommensten mit Nothwendigkeit hervor. Aber dies heißt das Unendliche einschränken, es endlich machen. Der Begriff des Unendlichen verlangt, daß es ohne Bedürfniß sei. Braucht es eine Welt, so ist es nicht mehr sich selbst genügend, also nicht vollkommen, und damit ist sein Begriff aufgehoben.[10] Diese Bemerkung genügt auch gegen die Behauptung, daß die Welt, wenn geschaffen, ewig und die vollkommenste sein müsse.[11] Das Unendliche mußte seinem Begriffe nach von Ewigkeit her sich selbst genügen, und wenn es schuf, that es dies frei, um auch andere Wesen an seiner Vollkommenheit in irgend einem Grade theilnehmen zu lassen. Ihnen den gleichen Grad einzuräumen ginge wider den Begriff des Unendlichen, das nicht sich selbst aufheben kann.

Der Ausdruck im Anfange hat demnach gewiß nicht

den Sinn: von Ewigkeit her.[12] Er kann heißen: Im Anfang der Zeit, im Anfang aller Dinge. Damit wäre gesagt: Ehe Gott irgend etwas Anderes schuf, rief er unsere Welt in's Dasein. Allein es liegt dem hl. Schriftsteller ferne, uns über andere etwa vorhandene oder mögliche Welten aufzuklären. Er will nur von unserer Welt reden und sagt daher: Zu allererst schuf Gott Himmel und Erde; den Anfang seines Schaffens machte Gott damit, daß er Himmel und Erde in's Dasein rief.[13]

Die Welt, das Weltganze bezeichnet der Verfasser nicht mit Einem Ausdrucke, sondern, indem er eine Scheidung der überirdischen und irdischen Dinge ausdrücken will, nennt er die Welt: Den Himmel und die Erde. (Im Hebr. steht der Artikel.) Das Althebräische hatte für Welt kein besonderes Wort,[14] doch hätte irgend eine Umschreibung genügt (z. B. alle Dinge, oder alles Sichtbare und Unsichtbare), wenn die Welt als Ganzes gedacht wäre. Aber es soll die Ausscheidung der Erde von der Gesammtmasse der Schöpfung angedeutet werden. Der Verfasser will sagen: Gott schuf zu allererst das Weltganze in der Weise, daß er den Himmel mit Allem, was wir Menschen über uns erblicken, und die Erde, die zum Wohnplatz der Menschen bestimmt war, von einander trennte.

Unter Himmel versteht er nicht bloß den Luft- und Wolkenhimmel, das scheinbare Gewölbe über der Erde, denn davon redet er später eigens, auch nicht bloß dazu noch den Sternenhimmel, von dem er wieder besonders handelt, sondern ganz vorzüglich den Himmel als Wohnort Gottes und der Engel.[15] Man darf die Worte nicht einschränken; wo immer vom Himmel schlechthin die Rede ist, versteht man darunter zumeist den für uns nicht sichtbaren Aufenthalt Gottes und der Engel. Aber werden in dem Ausdruck Himmel auch die Engel inbegriffen sein? Wird im ersten

Verse auch die Schaffung der Engel erzählt? Man wird dies bejahen müssen. Ps. 148, 1. 2., ebenso im Lobgesange Dan. 3,58 werden die Engel mit den Himmeln zusammen genannt und zum Preise Gottes aufgefordert; diese Gesänge sind aber ein Nachhall des Schöpfungsberichtes. Die Kirche hat sich im vierten Lateranconcil offenbar günstig für diese Meinung ausgesprochen,[16] welche auch Thomas von Aquin mit der glossa ordinaria annimmt.[17] Zugegeben mag werden, daß unter dem Ausdruck Himmel nicht die Engel zunächst zu verstehen sind, aber gewiß ist alles Himmlische damit gemeint, also implicite auch die Engelwelt.[18] Darum möchte v. Hummelauers[19] Ansicht, daß die Engelwelt ausgeschlossen und nur der materielle Himmel gemeint sei, nicht haltbar sein. Die von ihm citirten Schriftstellen, in welchen vom Vergehen des Himmels am Ende der Zeiten die Rede ist, entscheiden nicht; man sagt ja auch, daß der Mensch vergeht, meint aber dabei nicht seinen Geist.

Unter Erde versteht man gleichfalls nicht bloß den Boden, den wir mit den Füssen treten, sondern auch Alles, was zur Erde gehört; die Erdkugel mit Allem, was ihr adhärirt (Luft, Wasser, Atmosphäre), ist gemeint.[20]

Noch ist zu bemerken, daß der erste Vers nicht etwa die Überschrift des nun folgenden Berichtes bildet, so daß er ein Summarium des Sechstagewerkes wäre und dieses als seine Entwicklung gälte. Dagegen spricht die Anknüpfung des zweiten Verses mit dem verbindenden Vav (und, aber), womit die Fortführung des Berichtes angedeutet ist. Der Erzähler wollte uns also V. 1 etwas Eigenes, Besonderes mittheilen, nämlich die Schaffung im Allgemeinen (creatio prima). Was er weiter berichtet, pflegt man zweite Schöpfung, creatio secunda, zu nennen, d. i. eine Ausgestaltung des vorhandenen Stoffes. Zunächst befaßt er sich nicht mehr mit dem Himmel, sondern nur mit der Erde, da er dem Menschen seine Stellung

und Aufgabe begreiflich machen will. Wie es sich mit dem Himmel weiter verhalte, das bleibt uns Erdengeschöpfen aus weisen Absichten verborgen. Daher ist von dem unsichtbaren Himmel gar nicht mehr und von dem sichtbaren nur noch (V. 14 ff.) soweit die Rede, als er natürlichen Einfluß auf die Erde und Menschheit hat.

2. **Die Erde aber ward wüst und leer, und Finsterniß war über dem Abgrunde, und der Geist Gottes schwebte über den Gewässern.**[21]

Der Zustand der Erde nach ihrer Entstehung glich noch nicht dem späteren und jetzigen. Zunächst ward[22] sie ein tohu vabohu, d. h. es gefiel Gott, die Erde erst allmählig zu dem zu machen, was sie werden sollte; vorerst gelangte sie noch nicht zu der ihr bestimmten Schönheit; sie wurde vorerst etwas Wüstes und Ödes; ohne Bewohner, ohne Gewächse, ohne Schmuck und Zier war sie am ehesten der öden, trostlosen Wüste zu vergleichen. Die Schilderung ist entgegengesetzt der späteren Ausgestaltung, Schmückung und Belebung durch Pflanzen, Thiere und Menschen. Sie entsprach also zunächst ihrem Zwecke noch nicht; denn (Js. 45,18) „nicht zur Öde hat Gott sie geschaffen; daß sie bewohnt würde, bildete er sie." Sie sollte insbesondere dem Menschen als Wohnort dienen, damit dieser durch Betrachtung der sichtbaren Schöpfung zur Anerkennung und Verehrung Gottes gelange, wie Isaias weiter andeutet. Der Sinn der ersten Worte des Verses ist also nicht der, daß die Erde ein wirres Durcheinander, ein Chaos war, wie gewöhnlich, auch in den heidnischen Kosmogonien angenommen wird, sondern der, daß sie völlig leer[23] sich darstellte.

Die Erde war ferners noch von einem wild durcheinander brausenden Fluidum umgeben, über welchem Finsterniß verbreitet war. Diese Flüssigkeit heißt im Hebr. t^ehom, welches

Wort (von hum toben, brausen) eine gewaltige, unruhige, also wohl auch tiefe Wassermasse bezeichnet; die Sept. und Vulg. gaben es mit abyssus, Abgrund. Es ist die später Meer genannte Wassermasse gemeint, aus welcher sich am dritten Schöpfungstage das feste Land erhob. Wie der davon umhüllte Erdkern, so war auch das Gewässer in völliges Dunkel gehüllt, weil das Licht noch nicht geschaffen war. Ein fester Erdkern muß offenbar schon angenommen werden, nicht, wie Delitzsch lieber will, eine bloße Wassermasse ohne Kern. Ps. 103,6 wird der Abgrund das Kleid der Erde genannt. Damit stimmt die heutige Naturforschung überein, indem sie den ersten Zustand der Erde als den eines in Weißglühhitze befindlichen mächtigen Gasballes erklärt, der an der Oberfläche allmählig erkaltete, so daß die ringsum gelagerten Dünste sich darauf als Wasser niederschlagen mußten. Das Wasser ist die Vorbedingung aller Entwicklung. Ohne Wasser hätten keine Organismen entstehen und bestehen können. (2 Petr. 3,5.) Die meisten haben 70 und mehr Procent Wasser.

Über den Gewässern schwebte der Geist Gottes. Nach der Wortbedeutung von t^{e}hom lagen die Gewässer nicht still, sondern sie brausten wirr durcheinander. Das Irdische war nimmer völlig leblos, sondern es rang nach Ausgestaltung; aber diese erste Lebensregung kam nicht von den Gewässern selbst, sondern von dem Geiste Gottes, der sich über ihnen niedergelassen hatte. Was ist aber unter diesem Geiste Gottes, ru^{a}ch 'Elohim, zu verstehen? Ru^{a}ch allein heißt oft Wind (z. B. Gen. 8,1), wie das griechische πνεῦμα und das lateinische spiritus. Daher haben Einige an einen trocknenden Wind gedacht, wie er nach der Sündfluth wehte.[24] Aber der ru^{a}ch 'Elohim ist sicher etwas anderes, als Wind, bewegte Luft. Es kann damit ein belebender Hauch Gottes, also etwas Unpersönliches, es kann aber auch der heilige Geist, die dritte göttliche Person gemeint sein. Joh. Chry-

sostomus[25] versteht darunter nur die belebende Kraft, welche unter dem Namen Geist Gottes über Samson kam, daß er einen Löwen erlegte (Richter 14,6), und über den Diakon Philippus, daß er plötzlich von der Wüste her nach Azotus versetzt wurde (Apg. 8,39). Aber hier muß etwas Persönliches gemeint sein, wie sich aus dem folgenden Verbum ergibt, nämlich der hl. Geist. So haben die meisten Väter erklärt, und dies ist auch die kirchliche Auffassung im römischen Katechismus[26] und in der Liturgie.[27] Gleiches sagt die hl. Schrift auch sonst, z. B. Ps. 32,6; 103,30. Is. 40,13.

Das Wort schwebte drückt die Bedeutung des hebr. m'rachepheth nur unvollkommen aus. Letzteres deutet auf ein liebendes und belebendes Sichniederlassen[28]; eine Parallele dazu bietet das Herabschweben des hl. Geistes auf den Heiland bei der Taufe. Ja, noch mehr: es ist sogar an eine Art Brüten zu denken, wie schon die Väter erklärt haben, namentlich Basilius[29] und Hieronymus,[30] ebenso die glossa ordinaria und Thomas von Aquin.[31] Es läßt sich kaum annehmen, daß die Kosmogonien der heidnischen Völker nur zufällig auf die so häufige Sage von einem Weltei gekommen wären. Der Sage liegt wohl der richtige Gedanke zu Grunde, daß von Anfang an der Geist Gottes, der ja auch im neuen Testamente in Vogelgestalt erscheint, über den Urgewässern sich hegend und lebenspendend niedergelassen hat Wie der Vogel dem Ei, so theilt der hl. Geist der Urmasse das Leben und die Fähigkeit weiterer Entwicklung mit, so daß die folgende Ausgestaltung ein Ergebniß dieser Lebensmittheilung ist.

Der erste Schöpfungstag. 3 5.

Das Licht.

3. **Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.**

Das bedeutsame Gott sprach, das sich im Laufe der

Erzählung mehrmals wiederholt, weist hin auf das persönliche Wort Gottes, den Logos, der nicht bloß λεγόμενος d. h. vom Vater hervorgehend ist wie das Wort aus dem Munde, sondern auch λέγων d. h. aktiv sprechend, Gott durch die Rede nach Außen offenbarend, weßhalb er dann auch in der Erlösung als Lehrer der Menschen erschien. Hier in der Schöpfung ist Er es, durch den das vom hl. Geiste begründete Leben zunächst in seiner ersten Äußerung als Licht hervorgerufen wird. (Ps. 32,6. Joh. 1, 3. 10.)

Es läßt sich fragen, ob dieses wiederholte Sprechen ein bloßes Denken, ein festes energisches Wollen, oder ein wirkliches Kundgeben der göttlichen Absicht nach Außen war? — Das Letztere wird anzunehmen sein. Eine bloß gedachte oder gewollte Welt wäre von Gott kaum verschieden, bliebe dem göttlichen Wesen inhärirend; das Sprechen aber ist etwas nach Außen Hervortretendes. Man versteht also unter diesem Sprechen ein Sein weckendes Hinausrufen Gottes nach den Dingen, welche ihm durch ihr Entstehen sofort Antwort geben, freilich ein ganz anderes Sprechen als das unsrige, aber immerhin ein Sprechen. Ähnlich wird es am Ende der Zeiten sein: „Alle die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und werden hervorgehen". Joh. 5,28.

Es werde Licht! Und es ward Licht. „Die einfache Würde und Erhabenheit der Stelle wird auch von den Feinden der Bibel bewundert." (Knobel) Die Worte sagen nicht, daß das Licht als etwas ganz Neues aus dem Nichts in's Dasein gerufen wurde, sondern hajah (werden) drückt mehr eine Entwickelung als eine Neuschaffung aus. Es muß also aus den vorhandenen Urstoffen hervorgebrochen sein. Auch die nachfolgenden Berichte über die Entstehung der Pflanzen und Thiere deuten dahin; sind diese aus dem schon

vorhandenen Stoffe gebildet worden, so wird es sich mit dem Lichte kaum anders verhalten.

Aber ist Licht möglich ohne die Sonne und vor der Sonne? Oder ist alles Licht auf der Erde durch die Sonne hervorgebracht?

Man kann der Antwort auf diese Frage dadurch entgehen, daß man annimmt, die Sonne sei schon am ersten Tage als Lichtspenderin für die Erde thätig geworden, da sie schon vor dem Sechstagewerk geschaffen in dem Ausdruck „Himmel" im V. 1 inbegriffen sei Demnach wäre sie am vierten Tage nur in das jetzige Verhältniß zur Erde gesetzt, aber nicht erst geschaffen worden. (So v. Hummelauer Schöpfungsbericht, S 42 ff.[32])

Indeß ist diese Auffassung wohl nicht haltbar. Die Texteswerte in V. 14 und noch mehr V. 16 sind zwingend dagegen. Wenn es V. 16 heißt: Gott machte, so kann damit nichts Anderes gesagt sein, als daß vorher die Sonne noch nicht da war, wenigstens nicht als solche. Daß ihr Stoff schon früher geschaffen war, daran läßt V. 1 nicht zweifeln; aber sie war noch nicht das, was sie am vierten Tage wurde. Spendete sie schon am ersten Tage ihr Licht, so brauchte sie am vierten Tage nicht mehr gemacht zu werden.

Kam also das Licht des ersten Tages nicht von der Sonne, so muß es aus andern im Raum verbreiteten Stoffen entsprungen sein. Sollte dies naturgesetzlich unmöglich sein? Die Naturforschung kann über das Wesen des Lichtes und daher auch über seine Entstehung keine Aufschlüsse geben. Sie nimmt als möglich an, daß der Äther, d. h. eine den Weltraum erfüllende, überaus feine Materie, durch gewisse Körper, die man leuchtend heißt, zu Schwingungen veranlaßt wird, welche als Licht empfunden werden. Auf welcher Stufe der Bildung des Weltalls zuerst Licht entstand, darüber

hat die Naturforschung Nichts ergründet.[33] Jedenfalls ist es ihr darum möglich, vor und außer der Sonne Licht anzunehmen.

Man hat früher zur Erklärung der Möglichkeit des Lichtes vor der Sonne auch auf die Behauptung der Naturforscher sich berufen, daß nicht die Sonne selbst, der Sonnenkern, das Licht gebe, sondern die diesen Kern umgebende Dunsthülle, welche zuweilen durch Risse (Sonnenflecken) einen Einblick auf den dunkeln Sonnenkörper gewähre. Aber die Naturforscher sind jetzt von dieser Anschauung zurückgekommen. Neuere, namentlich auch Secchi, nehmen an, daß der Sonnenkörper selbst sich in höchster Weißglühhitze befinde und darum leuchte, wogegen die gasförmige Umhüllung des Kernes eine etwas niedrigere Temperatur habe. Es wäre in der That nicht zu begreifen, wie die Sonnenhülle eine außerordentlich hohe Temperatur und Leuchtkraft haben könnte, ohne daß der Sonnenkörper selbst davon ergriffen würde. Da die Hitze sich bis zu der fernen Erde geltend macht (Ps. 18,7), so müßte sie sich um so mehr der Sonne selbst mittheilen. Die Sonnenflecken betrachtet man jetzt als wolkenartige Dämpfe.

Wenn nun auch gegenwärtig die Sonne selbst das Licht spendet und eine andere Lichtquelle in unserm Sonnensystem nicht wahrnehmbar ist, so kann doch in der Urzeit vor dem vierten Tagewerke das Licht anderswoher gekommen sein. Es scheint aus den irdischen Stoffen selbst entsprungen zu sein. Da das Wort Gottes uns darüber nicht näher belehrt und die Naturforschung nichts Sicheres anzugeben vermag, so wird es erlaubt sein, eine Vermuthung auszusprechen. Die Wasserfluthen, welche die Erde umgaben, müssen wegen der noch hohen Temperatur der Erde eine außerordentlich starke Verdunstung erlitten haben, so daß gewaltige Dünste über den Gewässern sich lagerten. Wenn nun Gott die Naturkräfte in ähnlicher Weise wirken ließ, wie gegenwärtig,

so müssen Erscheinungen eingetreten sein, die unsern Gewittern ähnlich, aber ungleich heftiger und andauernder waren. So kann eine Art elektrischen Lichtes, stärker als Blitze und lange andauernd, zum Vorschein gekommen sein.

Noch ist zu beachten, daß die Schrift zu den Worten „und es ward Licht" nicht hinzufügt, wo das Licht entstand. Wäre es Sonnenlicht gewesen, so müßte das eigens gesagt sein. Da jetzt nur von der Erde die Rede ist, so muß es irdisches Licht gewesen sein.

4. Und Gott sah das Licht, daß es gut war, und er trennte das Licht von der Finsterniß.[34]

Es ist auffallend, daß in der Schrift so häufig das Licht als etwas Gottverwandtes gepriesen, dagegen die Finsterniß als etwas Gott Entgegengesetztes erklärt wird. (Ps 103,2. Job 35,15. Joh. 3,19.20; 8,12. 1 Joh. 1,5 u. s. w.[35]) Darum muß der Ausdruck gut mehr sagen, als nur wohl gelungen. Gott fand in dem Lichte etwas Ihm, dem schlechthin Guten, Ähnliches; indem es aus den finstern Massen aufleuchtete, machte gleichsam die Schöpfung den ersten Schritt zu Gott hin, um an seiner Vollkommenheit theilzunehmen. Wiewohl Gott es geschaffen hatte, so hatte doch auch die Schöpfung hiebei schon mitgewirkt, und diese Leistung wurde von Gott approbirt. Die Entstehung des Lichtes war ein Vorbild der edlen Thaten der vernünftigen Geschöpfe, welche der Heiland (Matth. 5,16) selbst Licht nennt.

Von Anfang an hatte völlige Finsterniß geherrscht. Durch das Licht jäh durchbrochen war sie jetzt theilweise, aber nicht völlig verdrängt. Da Licht und Finsterniß zusammen nicht bestehen können, so lagen sie gleichsam mit einander im Kampfe um das Recht der Existenz. Diesen schroffen Gegensatz glich Gott dadurch aus, daß er sie von einander trennte und jedes in bestimmte Schranken wies. Nach den An-

schauungen der Väter[36] muß dies auf die ganze Erde bezogen werden; darum kann von einem Sonnenlichte nicht die Rede sein, welches stets nur einen Theil der Erde treffen kann.

5. Und er nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht. Und es ward Abends und Morgens, Ein Tag.[37]

Das göttliche Nennen, das wieder durch den Logos geschah, hat den Sinn, daß der Sohn Gottes die Bestimmung traf, es sollte in Zukunft das Licht seine eigene Periode haben und in derselben seine Aufgabe erfüllen, und die die Finsterniß ebenso die ihrige; es sollten Licht und Finsterniß in ein friedliches Wechselverhältniß treten; auf jede Lichtperiode mit ihrer Leistung sollte wieder eine Finsternißperiode mit ihrer Aufgabe folgen.

Haben also wirklich Tag und Nacht ihre Namen von Gott? Der hl. Text sagt es, und wir müssen daher annehmen, daß die Namen Wesen und Aufgabe der beiden Zeiten ausdrücken, wenigstens in der in's Patriarchenzeitalter zurückreichenden Sprache der Hebräer. Der hebr. Ausdruck für Tag jom deutet auf Wärme. Jom ist nämlich verwandt mit chamam, chum, jacham = heiß, glühend sein.[38] Demnach hat das Tageslicht nicht bloß die Aufgabe, Helle zu verbreiten, sondern zugleich Wärme zu vermitteln. Beides ist nothwendig für Entwicklung und Wachsthum. Die Nacht, lail, ist der Gegensatz. Lail kommt von lul = zusammenwickeln, einrollen. Während das Tageslicht die Dinge durch Helle und Wärme zur Entwicklung bringt, erfolgt in der Nacht Stillstand, Ruhe.

Die Worte: es ward Abend und Morgen (in der Vulgata stehen Adverbien: Abends und Morgens) drücken aus, daß der kundgegebene göttliche Wille der Trennung des Lichtes von der Finsterniß durch die Creatur in Vollzug gesetzt wurde. Zunächst war es Licht, also Tag geworden;

nun aber räumte das Licht der Finsterniß wieder das Existenzrecht ein; so wurde es Abend. Später wich die Finsterniß wieder zurück vor dem Lichte; so wurde es Morgen. In dieser Weise war nun ein ganzer, ein erster Tag vollendet. Der Gesammtname Tag, in welchem Licht und Finsterniß zusammengefaßt werden, zeigt das friedliche Verhältniß an, in welches beide Theile jetzt gestellt sind. Fortan stehen sie nicht mehr feindlich einander gegenüber, sondern sie lösen einander in friedlichem Wechselverkehr ab und bilden so ein zusammengehöriges Ganzes, für welches Ein Name paßt, der von dem wichtigeren und stärkeren der beiden Theile genommen ist.

Viele alte Völker haben den Tag von Abend zu Abend gerechnet, so die Germanen,[40] die Gallier,[41] insbesondere die Hebräer. Von den letzteren ist diese Sitte auch in die Kirche übergegangen, indem die kirchlichen Festtage nicht von Mitternacht zu Mitternacht, sondern von Vesper zu Vesper gerechnet werden. Sollte nicht diese Gewohnheit auf dem Schöpfungshergange beruhen?

Diese Frage ist dem Gesagten zufolge zu verneinen, denn die Schöpfungstage sind von Morgen zu Morgen, nicht von Abend zu Abend gerechnet. Die in der ersten Auflage ausgesprochene Ansicht, daß sie von Abend zu Abend zu verstehen seien, soll hiemit zurückgenommen sein. Die Sitte der Hebräer schreibt sich wohl nur daher, daß sie die Zeiten nach dem Monde bestimmten, dieser aber am Abende erscheint.

War nun der erste Tag sammt den folgenden Schöpfungstagen vier und zwanzig Stunden lang, gleich unseren Tagen? Diese wichtige, vielbesprochene Frage muß näher erörtert werden.

Die Länge der Schöpfungstage.

Die gewöhnliche Erklärung ist für die wörtliche Auffassung. Zwar ist schon der hl. Augustinus vom Wortsinne

abgewichen, indem er die sechs Tage auf einen Moment beschränken wollte; ähnlich schon vor ihm Clemens v. Alex. (Strom. 6,16). Aber die meisten Erklärer hielten die Schöpfungstage für völlig den unsrigen gleich, insbesondere bezüglich ihrer Dauer. Der Ausdruck jom scheint keine andere Erklärung zuzulassen. Jom heißt einfach der gewöhnliche bürgerliche Tag, man soll aber vom Wortsinn ohne dringende Nothwendigkeit niemals abgehen. Ferners waren die sechs Schöpfungstage mit dem folgenden Sabbath ohne Zweifel Grund und Vorbild der gewöhnlichen Woche; das Urbild muß aber dem Nachbilde gleichen.

Indeß haben wir zwingende Gründe, hier von dem einfachen Wortsinn uns zu entfernen. Der eigentliche astronomische Tag kann vor dem vierten Tagwerk nicht angenommen werden, da früher die Sonne noch nicht ihre jetzige Gestalt hatte und noch nicht die Erde erleuchtete. Wenn auch ihr Stoff schon vorhanden war, so hat doch nach dem biblischen Berichte erst der vierte Tag sie in ihr jetziges Verhältniß zur Erde gesetzt. Nach Herstellung der Sonne könnte wohl sofort die jetzige Tageslänge eingetreten sein; indeß ist auch Anderes möglich, da wir nicht wissen, welche Achsenstellung die Erde zunächst zur Sonne einnahm und ob ihre Achsendrehung ebenso lang dauerte wie gegenwärtig. Der Parallelismus des zweiten Theiles des Schöpfungswerkes mit dem ersten zwingt uns aber zur Annahme, daß der vierte, fünfte und sechste Schöpfungstag die gleiche Länge hatte, wie der erste, zweite und dritte, da ihre Hervorbringungen einander entsprechen. Der erste und vierte, der zweite und fünfte, der dritte und sechste sind parallel und leisten einander Entsprechendes; es scheint daher nothwendig, für jeden der Schöpfungstage größere Länge anzunehmen, als sie unsere Tage haben. Dagegen spricht nicht, daß sie die Vorbilder der unsrigen sind. Vorbild und Abbild entsprechen sich nicht

immer an Größe. Hat doch Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, und doch ist der Mensch so unendlich klein gegen Gott. Da nun auch die Schöpfungstage Tage Gottes sind, nicht aber Tage des Menschen, der noch nicht existirte, so wird es erlaubt sein, sie für längere Perioden zu erklären, als unsere Tage.

Man kann sagen: Längere Perioden sind eben keine Tage. Indem die Schrift die betr. Abschnitte Tage nannte, noch dazu mit Erwähnung von Morgen und Abend, schloß sie jede andere als die wörtliche Deutung aus.

Aber wie sollte der Schriftsteller die Schöpfungsperioden sonst heißen, vorausgesetzt, daß er selbst über ihre Länge sich klar war? Oder wie sollten sie ihm anders durch die göttliche Mittheilung bezeichnet werden, denn als Tage? Sie konnten vielleicht wegen ihrer Länge Jahre genannt werden. Allein es existirte ja anfangs noch keine Sonne, kein Mond, durch welche die Jahre normirt werden. Das Einzige, was sich zur entsprechenden Bezeichnung darbot, war das schon vorhandene Licht in seinem Wechsel mit der Finsterniß. Da nun diese Abwechslung von Licht und Finsterniß Dem glich, was der Mensch täglich sieht und Tag nennt, so konnten die Schöpfungsperioden am passendsten als Tage bezeichnet werden. Entsprechender Weise mußte dann auch das allmählige Aufleuchten der Helle Morgen und ihr Vergehen Abend genannt werden.

Daß längere Perioden als unsere bürgerlichen Tage gemeint sein können, deutet die hl. Schrift auch sonst manchmal an. Gleich nach dem Schöpfungsbericht (Gen. 2,4) wird der ganze Verlauf der Schöpfungsvorgänge als an einem Tage geschehen erklärt; und im 89. Psalm, der dem Moses zugeschrieben wird, heißt es, daß tausend Jahre vor Gottes Augen wie ein Tag sind. (Vgl. Mark. 2,20 nach dem Urtexte.)

Man braucht auf die Hypothesen der heutigen Naturforschung nicht Rücksicht zu nehmen, wenn man die Meinung ausspricht, daß längere Perioden gemeint sind. Nein, der hl. Text selbst legt uns diese Annahme nahe, fordert sie. Nachdem nun aber dies erkannt ist, mögen wir allerdings auch auf die Behauptung der Geologen achten, daß Millionen von Jahren vergangen sein müssen, ehe die Erde ihre gegenwärtige Gestalt und ihre Pflanzen- und Thierwelt empfing. Wenn ihnen entgegengehalten wird, daß Gott in seiner Allmacht alles das, was das Erdinnere an Resten grauer Vorzeit enthält, alle die verschiedenen Gebirgsarten, Urgebirge und Formationen sammt ihren Versteinerungen von Pflanzen und Thieren, ebensowohl im Laufe von sechs gewöhnlichen Tagen wie im Laufe von sechstausend Millionen Jahren hervorbringen konnte, so antworten sie, der Befund des Erdinnern spreche überzeugend gegen die Annahme, daß Alles im Verlaufe von sechs gewöhnlichen Tagen geworden sei; die geologischen Funde seien Documente eines allmähligen nicht plötzlichen Entstehens der Gebirgsarten sowohl als der pflanzlichen und thierischen Organismen, die sich versteinert im Schooße der Erde erhalten haben. Nun läßt sich aber von der Wahrhaftigkeit Gottes nicht annehmen, daß er dem plötzlich Gewordenen den Schein der Allmähligkeit gegeben habe.[43]

Die biblische Erzählung enthält Nichts gegen diese Forderung langer Zeiträume für die Schöpfung, wiewohl sie auch nicht offen zu Gunsten derselben sich ausspricht. Immerhin aber müssen gegen die große Ausdehnung der Schöpfungsperioden zu Jahrhunderten oder Jahrtausenden von Millionen Jahren Bedenken erhoben werden.

Die Naturforscher setzen gewöhnlich voraus, daß jederzeit die Naturgesetze mit derselben Ruhe und Stetigkeit gewirkt haben, wie dies gegenwärtig der Fall ist. Das ist aber keineswegs sicher. Wir bemerken noch gegenwärtig eine un-

gleich größere Energie der Naturkräfte im Wachsen und Werden der Dinge als später. Oft fördert im Frühlinge die Natur im Laufe weniger Tage rasch wachsende Produkte zum Vorschein, wie sie der Sommer und Herbst im Laufe vieler Wochen nicht hervorzubringen vermöchte. Sollte, als noch Alles im Entstehen, Wachsen und Werden begriffen war, nicht auch eine stärkere Wirksamkeit der Naturkräfte vorhanden gewesen sein? Dies ist gesagt unter der Voraussetzung, daß durchaus dieselben Naturgesetze bei der Bildung der Erdrinde und ihrer ersten pflanzlichen und thierischen Produkte thätig waren, wie sie gegenwärtig bestehen. Aber auch dieses ist unsicher, und dem Schöpfer standen ja Mittel aller Art zu Gebote.

Jedenfalls waren die Wachsthumsverhältnisse der Urzeit ganz andere als gegenwärtig. Für das Wachsthum der Pflanzen im Saarbrücker Kohlenrevier hat Bischof „etwas mehr als eine Million Jahre" berechnet. Diese Rechnung mag völlig richtig sein, wenn die Wachsthumsbedingungen die gleichen waren wie jetzt. Aber dies ist entschieden zu läugnen. „Die Luft muß damals viel reicher an Kohlensäure gewesen sein als gegenwärtig, indem alle die ungeheuren Massen von Kohlenstoff, welche wir in den Steinkohlen antreffen, früher (mit Sauerstoff verbunden) als Kohlensäure in der Atmosphäre vorhanden war." (Pfaff, Schöpfungsgeschichte, S. 523.) Wie nun die Million von Bischof eine bedeutende Reduction zulassen dürfte, so wird es sich auch mit den großen von den Naturforschern geforderten Jahreszahlen der Geschichte des Erdkörpers überhaupt verhalten. Besonnene Gelehrte verwahren sich gegen die unermeßlichen Zeiträume der Erdgeschichte. Unter Voraussetzung der Richtigkeit der Kant-Laplace'schen Theorie, daß die Erde ursprünglich eine feuerflüssige Kugel war, welche allmählig erkaltete und so eine Rinde erhielt, sagt Pfaff (S. 657): „Selbst wenn wir die größtmöglichen

Werthe für Faktoren einsetzen, welche uns (die Entwicklungsgeschichte der Erde) zu berechnen gestatten, kommen keine so unendlich großen Zahlen heraus. Nehmen wir die Temperatur der Erde, als sie an der Oberfläche zu erkalten begann, selbst auf 3000° R. an, so wird die ganze Zeit vom Festwerden bis jetzt doch nur 98 Millionen Jahre betragen haben." Derselbe Gelehrte fügt hinzu, daß er diese Zahl noch für viel zu hoch erachte und stimmt mit Bosizio in der Anschauung zusammen, daß die Naturforschung überhaupt kaum im Stande sei, die Zeit der Entwicklung der Erde zu berechnen, weil ihr nur die Beobachtungen der Jetztzeit zu Gebote stehen, während ihr die Entwicklungsverhältnisse der Urzeit unbekannt sind. (Vgl. auch Güttler, Naturforschung u. Bibel, S. 32.)

Wenn also auch angenommen werden darf, daß nicht sechs bürgerliche Tage es waren, in welchen die Erde ihre allmählige Ausgestaltung erlangte, sondern längere Zeiträume, so darf noch viel unbedenklicher ausgesprochen werden, daß diese Zeiträume nicht so unermeßlich waren, wie häufig genug behauptet wird. Nach unserm gegenwärtigen Wissen *sind wir außer Stande anzugeben, wie lange die Schöpfungstage gedauert haben.*

Ehe wir zur Betrachtung des zweiten Tagewerkes übergehen, soll noch die sogenannte

Restitutionstheorie

in Kürze besprochen werden.

Mehrere achtbare Gelehrte (a. A. Wiseman, Schubert, Andreas Wagner, Bosen, Westermayer) haben, um die buchstäbliche Deutung der sechs Schöpfungstage festhalten und dennoch das Vorkommen der, wie es scheint, eine lange Zeit fordernden Versteinerungen im Innern der Erde erklären zu können, zwischen V. 1 und 2 und ebenso zwischen V. 2 und 3 des ersten Capitels der Genesis einen beliebig langen Zeitraum setzen wollen, innerhalb dessen die Entstehung der

Gebirge und Versteinerungen stattgefunden hätte. Das Wesentliche dieser Theorie ist folgendes: Zuerst schuf Gott Himmel und Erde. Die Erde wurde mit einer Menge von pflanzlichen und thierischen Gebilden bedeckt, während Jahrtausende oder Jahrmillionen vergingen. Da trat eine Katastrophe ein, in welcher alle diese Organismen untergingen, so daß wir jetzt nur noch Reste derselben in den Versteinerungen des Erdinnern finden. So wurde die Erde zu jenem tohu vabohu, das V. 2 erwähnt wird. Anlaß zu dieser Katastrophe aber gab die Engelwelt, von welcher ein Theil sich gegen Gott empörte und darum gestürzt wurde. Die Gefallenen suchten nun sich auf der Erde zu behaupten und es Gott gleichzuthun, indem sie die irdische Schöpfung nach ihrem Sinne gestalten wollten. So entstanden allerlei sonderbare, auffallende und fratzenhafte Bildungen, die wir zum Theil noch versteinert im Erdinnern finden und die den jetzigen Organismen nicht gleichen, also die Idee Gottes gleichsam verhöhnten. Nun zerschlug Gott die ganze erste Schöpfung in einer Art von Kampf mit den bösen Mächten. Wie in der Erlösung die Macht des Satan durch Gottes Sohn ist gebrochen worden, so ließ Gott schon in der Schöpfung den Satan seine Überlegenheit und unendliche Macht fühlen. Erst nach dem Untergang der durch den Satan verdorbenen Schöpfung erging Gottes Machtwort zur Bildung der gegenwärtigen Geschöpfe, welche gut und sehr gut wurden. Diese Neuschöpfung vollzog sich im Laufe von sechs gewöhnlichen Tagen und wurde durch einen Ersatz für die untreuen Engel, nämlich durch die Menschen, vollendet und gekrönt.

Diese Theorie ist in jeder Hinsicht unhaltbar. Exegetisch spricht dagegen, daß die ganze Schöpfung für gut erklärt wird. Es wird dies nicht bloß im Verlauf des Sechstagewerkes ausgesprochen, sondern am Schluße (1,31) noch aus-

drücklich versichert, daß alles Geschaffene sehr gut war. („Und Gott sah Alles, was er gemacht hatte, und es war sehr gut".) Also hatte die böse Macht bisher keinen Eingang gefunden. Wenn einige urweltliche Thiere eine monströse, fast Grauen erweckende Gestalt zeigen, so können sie darum nicht für eigentlich böse d. h. dem göttlichen Plane und Willen widersprechend erklärt werden. Sie sind auch nicht auffallender und für den menschlichen Geschmack abstoßender, als manche der jetzt existirenden Thiere z. B. Krokodile, Kröten, Spinnen, die doch auch wieder in mancher Beziehung bewundernswerth sind; wird doch das Krokodil und das auch nicht eben schöne Nilpferd im Buche Job Cp. 40 sogar als Beweis der göttlichen Macht und Weisheit aufgeführt und ausführlich geschildert. Ferners ist schon nachgewiesen, daß die Schöpfungstage nicht gewöhnliche Tage sein können, sei es, daß man solche für die ganze oder blos für die jetzige Schöpfung annehmen wollte. Deßgleichen ist erklärt, daß das tohu vabohu auch kein eigentliches Chaos war d. h. ein Gemenge von grauenvoller Unordnung.

Frägt man die Geologen bezüglich dieser Theorie, so erklären sie, daß sich nirgends in der Schöpfung eine Lücke erkennen lasse und daß die jetzige Schöpfung mit den frühern Erdperioden enge verbunden sei. Viele der jetzigen Thiere haben den Behauptungen der Geologen nach nicht etwa einen oder zwei Tage, sondern schon längst vor dem Menschen existirt. Eine Bestätigung der Annahme daß unmittelbar vor der jetzigen Schöpfung ein chaotischer Zustand herrschte, der die frühern Organismen in der Erde begrub, läßt sich nirgends entdecken.[44]

Der zweite Schöpfungstag. 6—8.

Das Firmament.

6. **Und Gott sprach: Es soll eine Veste (Decke) werden in Mitte der Gewässer und soll scheiden**

Gewässer von Gewässern. 7. Und Gott machte die Veste (Decke) und trennte die Wasser, welche unter der Veste (Decke) waren, von jenen, welche ober der Veste (Decke) waren. Und es geschah so. 8. Und Gott nannte die Veste (Decke) Himmel. Und es ward Abends und Morgens, ein zweiter Tag.

Die Veste, von welcher hier die Rede ist, kann nichts Anderes sein, als das blaue Gewölbe, welches sich wie eine Zeltdecke über die Erde hinbreitet, der Luft- und Wolkenhimmel. Er heißt im Hebräischen raqi^{a}'. Der Sinn dieses Wortes ist aber nicht sowohl Veste, als Ausbreitung oder Decke. Die alten griechischen Übersetzer (Sept., Aquila, Theodotion und Symmachus) gaben raqi^{a}' mit στερέωμα = Festgemachtes, Veste (von στερεὸς hart, fest), und darnach haben die lateinischen Übersetzer firmamentum gewählt; daher unser deutsches Firmament. Besser wäre raqi^{a}' mit πέτασμα = expansum, Decke gegeben worden.[45] An etwas Festes hat der Hebräer nicht gedacht, wenn er das blaue Gewölbe über der Erde raqi^{a}' nannte. Gesenius und Maurer nehmen zwar als erste Bedeutung des Stammwortes raqa' stampfen, stoßen, festmachen, und lassen erst als zweite Bedeutung ausdehnen zu. Dagegen sagt Fürst,[46] raqa' heiße zunächst ausbreiten, hinbreiten, dann erst etwas stampfen oder treten, daß es sich ausbreitet oder fest wird. Wie mir scheint, mit Recht. Raqa' hängt sicher zusammen mit raq zart, dünn und mit raqaq dünn machen. Diese Auffassung wird bestätigt durch Is. 40,22: „Er spannt aus den Himmel wie einen Schleier," wörtlich: wie etwas Zartes, Feines, Dünnes (kaddoq). Im Buche der Sprichwörter 8,28 ist gleichfalls bei Schilderung der Entstehung des Firmamentes von feinen Dunsthüllen (sch^{e}chakim) die Rede. (Vgl. Psalm 103,3.) Mit Recht tadelt darum v. Hummelauer (S. 37) die Ansicht Knobels (S. 11), daß die Hebräer „den Himmel als ein

festes Gewölbe betrachteten, versehen mit Öffnungen und Thüren, gestellt auf die den Erdkreis umgebende Wasserfluth, fest wie ein gegossener Spiegel und getragen von den höchsten Bergen, welche daher Säulen und Grundfesten des Himmels heißen.“ So kann man in der That nur erklären, wenn man die bildlichen Ausdrücke der Bibel rein buchstäblich faßt. Auch wir reden von dem gewölbten Himmelsdom, ohne deßwegen wirklich den Himmel über uns für etwas Gemauertes, für eine feste Masse zu halten. Unser nun einmal gangbarer Ausdruck Firmament, Veste ist übrigens auch nicht sinnlos; entspricht er auch nicht der wirklichen Beschaffenheit, so doch der Wirkung der Himmelsdecke. Sie scheidet nämlich die Erde vom Weltraum und insbesondere die unteren von den oberen Gewässern so sicher und strenge, als wäre sie eine feste Metallmasse.

Die Wasser unter der Himmelsdecke können nichts Anderes sein, als die der Erde unmittelbar anhaftenden Gewässer der Quellen, Flüße und Meere, sowie die Dünste und Wolken in der Luft. Daß die Wolken nicht zu den obern Wassern gerechnet werden dürfen, ist klar. Das sieht auch der oberflächlichste Beobachter, daß die Wolken unter der scheinbaren Veste schweben, da sie dieselbe zeitweise halb oder ganz verdecken. Der gesammte zur Erde gehörige Wasservorrath, sei er auf der Erde gelagert oder in der Luft schwebend, ist unter den unteren Wassern verstanden.

Welches sind nun aber die Wasser ober der Himmelsdecke? Diese werden öfters in der Schrift erwähnt, z. B. Psalm 103,3; 148,4. Dan. 3,60. Man sieht aus solchen Stellen, daß die hl. Schriftsteller das Vorhandensein großer, vielleicht dunstförmiger Wassermassen über der Erdatmosphäre annahmen. Man wird an dieser Annahme nichts aussetzen dürfen. Ich wüßte nicht, was ihr vom Standpunkte des Glaubens oder der Naturwissenschaft entgegengehalten werden

sollte. Daß unsere Erde allein Wasser habe und daß außer ihr keines mehr im Weltraume vorhanden sein könne, wird Niemand beweisen können. Es ist auch nicht gesagt im hl. Texte, daß diese obern Wasser sich von der Erde getrennt und erhoben hätten, sondern nur, daß zwischen ihnen und den zur Erde gehörigen Gewässern eine Scheidewand errichtet worden sei. — Welchen Zweck mögen diese obern Wasser haben? Die hl. Urkunde redet nicht ausdrücklich davon; nur der Bericht über das vierte Tagewerk scheint Einiges anzudeuten. Nach Ansicht der Astronomen ist der Stoff, aus welchem einige Gestirne bestehen, nicht dichter als unser Wasser, theilweise noch leichter. Die Dichtigkeit des Jupiter ist viel geringer als die der Erde und erreicht nur die des Wassers und an der Oberfläche die unserer Wasserdünste. Saturn und Neptun sind noch weniger dicht als Jupiter, Uranus gleicht ihm ungefähr. Die Kometen sind nur von dunstartiger Masse. Man kann daher annehmen, daß einige Gestirne am vierten Schöpfungstage aus diesen Gewässern entstanden sind,[47] ohne daß jedoch der Stoff in diesen Bildungen aufging; denn es müssen (nach Ps. 148,4, Dan 3,60) noch immer obere Gewässer existiren. In der Sündfluth erfolgte einmal eine Ergießung eines Theils der obern Gewässer auf die Erde, indem die Scheidewand auf Gottes Geheiß durchbrochen wurde (Gen. 7,11).

Gott nannte die Decke Himmel. Man unterschied bei den Hebräern drei Himmel: den Luftraum mit den Wolken, den Sternenhimmel, endlich die Wohnung Gottes und der Engel. Hier hat man nur an den ersten Begriff zu denken.[48] -- Das göttliche Nennen kann nicht ein willkürliches sein, sondern muß der Bedeutung und Aufgabe des Himmels entsprechen Was heißt nun schamaim, der hebr. Ausdruck für Himmel? Gewöhnlich wird es hergeleitet von schamah (arab. sama') hoch sein; die Bedeutung wäre also

Höhe. Aber vielleicht darf man es herleiten von schamem, dessen Grundbedeutung (nach Gesen. thes.) schließen ist; dann deutet das Wort eine Abschließung an, und die göttliche Benennung ist zugleich That.[49]

Die Septuaginta fügen dem V. 8 noch bei: „Und Gott sah, daß es gut war." Auch bei den griechischen Vätern finden sich diese Worte. Aber der masor. und samar. Text und die andern Übersetzer lassen diesen Zusatz weg. Er paßt auch nicht, weil das Werk Gottes an den untern und obern Gewässern erst am dritten und vierten Tage vollendet wurde.

Der dritte Schöpfungstag. 9—13.

An diesem Tage erfolgt ein Doppelwerk: 1. Die Herausbildung des Festlandes aus dem Wasser, von dem die Erde bisher bedeckt war, und 2. die Ausstattung der Erdrinde mit Pflanzenwuchs.

Die Bildung des Festlandes.

9. Und Gott sprach: Es sollen sich sammeln die Wasser, die unter dem Himmel sind, an einen Ort, und es erscheine das Trockene. Und es geschah so.[50] 10. Und Gott nannte das Trockene Erde, und die Sammlung der Gewässer nannte er Meer. Und Gott sah, daß es gut war.

Die Erde lag (V. 2) noch völlig in Wasser gehüllt. Gott befahl nun V. 9, daß sich das Wasser sammle und Trockenes zum Vorschein komme. Der Ausdruck „die Wasser, die unter dem Himmel sind", darf nicht als Bestätigung der Annahme erklärt werden, daß V. 7 die Wolken als die obern Gewässer zu betrachten seien; vielmehr ist die der Erde selbst anhaftende Wassermenge so groß, daß daneben die emporsteigenden Dünste kaum in Betracht kommen und daher hier

unbeachtet gelassen werden. Das Verhältniß ist fast das gleiche, wie zwischen einer Blume und dem von ihr aufsteigenden Geruche.[51]

Wie erfolgte nun die Bildung des Festlandes? Es müssen sich einzelne Theile der Erdrinde gehoben haben und so vom Wasser frei geworden sein, welches sich dann in den Niederungen sammelte. Daß man sich diese Vorgänge wirklich so zu denken hat, sagt deutlich genug Ps. 103, 6–9: „Der Abgrund ist gleich einem Gewande ringsum, über den Bergen stehen Gewässer (d. h. da, wo später Berge wurden). Vor deinem Dräuen fliehen sie, vor deinem Donnerlaut erschrecken sie. Berge erheben sich, und Thäler senken sich an den Platz, den du ihnen gegründet. (Hebr. Sie (die Gewässer stiegen hinan zu Bergen, sanken nieder in Thäler an den Platz, den du ihnen gegründet.) Eine Marke hast du ihnen gesetzt, welche sie nicht überschreiten dürfen; sie kehren nicht zurück, um zu bedecken die Erde." — Wenn die Naturforscher richtig sehen, so war die Hebung der ursprünglich beweglichen Erdrinde nicht überall sofort eine definitive, sondern das Land wurde wiederholt bald da bald dort gehoben und eingesenkt und wiederholt vom Meere bedeckt, bis es die jetzige Gestalt erlangte.

In V. 10 wird das Festland Erde, das Gewässer Meer genannt. Der hebr. Name 'erez = Erde hängt mit 'araz kratzen, rauh sein, uneben sein zusammen und deutet auf die rauhe, unebene, von Bergen und Thälern durchbrochene Form des Landes, die es durch Hebung und Senkung empfing.[52] Der Plural jammim (Meere) findet sich öfter für den Singular, z. B. Ps. 24,2. Job 6,3. Hier aber scheint doch eine Mehrheit damit bezeichnet zu sein, nämlich das Weltmeer, welches aus vielen einzelnen Meeren besteht Der hebr. Name jam deutet auf Rauschen (jamam).

Die Bedeckung der Erde mit Pflanzen.

Hier erhebt sich vorerst die Frage, ob eine Vegetation ohne Sonne entstehen konnte? Ist es denkbar oder lächerlich, daß Pflanzenwuchs ohne Sonnenstrahlen soll statgefunden haben? — Gegenwärtig freilich läßt sich keine Pflanze der Erde ohne die Licht und Wärme spendende Sonne denken. Aber die Verhältnisse der Gegenwart waren nicht die der Urzeit. Licht und Wärme waren sicher auch damals für die Pflanzen nothwendig, aber nicht nothwendig war es, daß ihnen diese beiden Faktoren eben durch die Sonne zukamen. Das Licht war vorhanden nach V. 3, mit dem Licht auch Wärme; letztere könnte nach den Theorien der Naturforscher auch vom Erdinnern gekommen sein. Also waren die Bedingungen für den Pflanzenwuchs gegeben.

11. Und er sprach: Es lasse die Erde aufsproßen Gras, welches grünt, und welches Samen trägt, und Fruchtbäume, welche Frucht tragen nach ihrer Art, deren Same in ihr selbst ist über der Erde. Und es geschah so. 12. Und die Erde brachte hervor Gras, welches grünt, und welches Samen trägt nach seiner Art, und Bäume, welche Frucht tragen und Samen haben jedweder nach seiner Art. Und Gott sah, daß es gut sei. 13. Und es ward Abends und Morgens, ein dritter Tag.[53]

Der hl. Schriftsteller gibt die Aufzählung der entstehenden Pflanzen in einer Abstufung vom Niedrigeren zum Vollkommneren. Man wird nach ihm annehmen müssen, daß nicht alle Pflanzen gleichzeitig entstanden, sondern daß die ersten dieser Organismen ganz einfach waren und an diese sich allmählig die höhern und vollkommneren Arten anschlossen. Drei Gruppen werden unterschieden, freilich nicht in Weise des heutigen naturwissenschaftlichen Unterrichtes, sondern nach dem Augenschein: a) herba virens, desche'

d. h. Gras oder Kraut, womit die Pflanzen bezeichnet sind, welche gewöhnlich die grüne Bedeckung des Bodens bilden und an welchen ein Same, wenn auch vorhanden, nicht in die Augen fällt. (Der gewöhnliche Ausdruck für Gras ist chazir. Hier wird es desche' = junges Grün genannt, weil es zunächst im üppigen Aufsprossen, also grün gedacht ist.) b) Herba faciens semen, 'eseb masri[a]' sera' d. i. samentragendes Kraut, deutet besonders auf das Getreide (Gen. 1,29; 3,18; 9,3; Ps. 104,14). c) Lignum pomiferum, 'ez p'ri = die Fruchtbäume d. h. alle, nicht nur die obsttragenden Bäume, da alle eine Art Samenfrüchte tragen. Deren Same in ihr ist, d. h. der Same der Bäume ist in der Frucht eingeschlossen. Der Same ist eigens hervorgehoben, weil angedeutet werden soll, daß die Pflanzen zur eigenen Fortentwicklung geschaffen werden; auch soll später die Menschheit auf diesen Samen als auf ihre Nahrung hingewiesen werden, darum ist er so reichlich: wie die Erde, so werden auch die Organismen für den Menschen zubereitet. Über der Erde, — die niedrigeren Gewächse haften an der Erde. Der wiederholte Ausdruck Art hat nicht den Sinn wie in der modernen Wissenschaft, sondern sagt nur, daß von jeder der erwähnten Klassen des Pflanzenreiches mehrere Gattungen, nicht nur je eine Gattung, entstanden.

Die organische Schöpfung, die sich nach und nach weiter entwickelt und im Menschen ihren Gipfelpunkt erreicht hat, begann demnach mit dem Pflanzenreiche. Wie die erste Schöpfung, das Licht, aus den vorhandenen Stoffen hervorgegangen, nicht als etwas völlig Neues aus Nichts entstanden ist, so werden auch die organischen Bildungen aus der Erde hervorgebracht, welche hiebei mitthätig ist. Der Befehl zur Hervorbringung der Pflanzen ergeht an die Erde: „Es lasse die Erde aufsprossen.“ Damit ist nicht gesagt, daß die Erde allein, durch ureigene Kraft die Pflanzen producirte, sondern

nur, daß sie durch Gottes Anordnung die Kraft empfing, Pflanzenkeime zu erzeugen und aus ihnen die Gewächse emporzutreiben. Die Wahrheit, daß Gott Alles, auch die Pflanzenwelt geschaffen hat, ist und bleibt bei dieser Anschauung in ihrem vollen Rechte. Wenn auch die Erde mitwirkte, so wäre sie doch aus sich allein so wenig zur Hervorbringung der Organismen gekommen, als die Materie überhaupt (nach V. 1) unfähig war sich zu entwickeln. Ohne Gott keine Materie, ohne Ihn keine Welt, ohne Ihn keine Organismen. (Röm. 11,37.) — Der hl. Text sagt uns nicht, in welcher Weise die ersten Pflanzenkeime entstanden und sich zu Pflanzen entwickelten. Die Naturforschung bestätigt, daß das organische Sein der Erde mit den Pflanzen begann,[54] aber sie ist bis heute völlig außer Stande, über die erste Entstehung der Organismen Aufschluß zu geben. Sie muß entweder ihre Unfähigkeit in diesem Punkte uns aufzuklären zugestehen, oder das Eingreifen einer außerweltlichen Macht d. h. eine Schöpfung annehmen.

Zwar hat es nicht an Versuchen gefehlt, diesem Dilemma zu entkommen, aber sie sind mißglückt. So haben Einige angenommen, die ersten Keime der Organismen könnten aus einem andern Weltkörper, etwa durch Meteoriten, zur Erde getragen worden sein. Aber abgesehen davon, daß die Existenz von Organismen außer der Erde, etwa auf Venus oder Mars, durchaus nicht erwiesen ist, steht schon der Zustand, in welchem die Meteoriten auf der Erde anlangen, dieser Hypothese entgegen. Sobald nämlich diese Körper mit der Erdatmosphäre in Berührung treten, erwärmen sie sich wegen der ungeheuern Schnelligkeit, mit der sie fallen, bis zur Glühhitze, die alles Organische vertilgt. Schon eine Temperatur von etwa 80° ist hinreichend, jedes organische Gebilde, jeden Pflanzenkeim zu zerstören, während jene eine viel höhere Temperatur haben.

Die gewöhnlichste Annahme Derjenigen, die eine Welt ohne Schöpfer wollen, ist die von einer

Urzeugung,

generatio aequivoca oder spontanea. Für diese erklärt sich insbesondere mit vollster Entschiedenheit Häckel. Seiner Meinung nach kann man „durch streng wissenschaftlich begründete Theorien von einem festen und klaren Standpunkt aus die Gesammtheit der organischen Naturerscheinungen und insbesondere die Entstehung der organischen Species auf das Einfachste erklären und als die nothwendigen Folgen mechanischer Naturvorgänge nachweisen." Nach ihm erklärt sich nämlich Alles rein mechanisch, und von einem vorbedachten Plane, von zweckmässig wirkenden Ursachen kann keine Rede sein. „Der Grundgedanke, welcher allen natürlichen Entwicklungstheorien zu Grunde liegen muß, ist derjenige einer allmähligen Entwicklung aller, auch der vollkommensten Organismen aus einem einzigen oder aus sehr wenigen ganz einfachen und ganz unvollkommenen Urwesen, welche durch Urzeugung aus anorganischer Materie entstanden." (Natürl. Schöpfungsgeschichte, 5 Aufl., S. 67 ff.)

Eine Urzeugung[55] hat schon „Aristoteles als die natürliche Entstehungsart der niedern organischen Wesen angenommen. Er läßt Thiere und Pflanzen aus der Materie selbst durch deren ureigene Kraft entstehen, z. B. Motten aus Wolle, Flöhe aus faulem Mist, Milben aus feuchtem Holz u. s. w." Selbst den Aal betrachtet er als Erzeugniß des Schlammes. In neuerer Zeit (1809) hat Oken die Behauptung ausgesprochen, daß alles Organische aus Schleim hervorgegangen und nichts Anderes sei als verschieden gestalteter Schleim. Der Urschleim sei im Meere aus anorganischer Materie entstanden. Diese Theorie wird von Häckel und Andern aufgegriffen und „zu einer der größten Errungenschaften" der Neuzeit entwickelt. Durch mikroskopische

Forschungen habe sich nämlich „herausgestellt, daß in allen lebendigen Naturkörpern ohne Ausnahme eine gewisse Menge einer schleimigen, eiweißartigen Materie sich vorfindet und daß diese stickstoffhaltige Kohlenstoffverbindung ausschließlich der ursprüngliche Träger und Bewirker aller Lebenserscheinungen und aller organischen Formbildung ist. Alle andern Stoffe, welche außerdem noch im Organismus vorkommen, werden erst von diesem aktiven Lebensstoffe gebildet oder von Außen aufgenommen. Das organische Ei, die ursprüngliche Zelle, aus welcher sich jedes Thier und jede Pflanze zuerst entwickelt, besteht wesentlich nur aus einem runden Klümpchen solcher eiweißartigen Materie."

Läßt sich nun nachweisen, daß sich ein solches „rundes Klümpchen eiweißartiger Materie", möge man es Zelle oder Ei nennen, jemals von selbst aus anorganischem Stoffe gebildet hat oder jetzt noch bildet, so daß es die Grundlage des weitern Aufbaues der Organismen abgäbe? Oder, um mit Häckel zu reden: „gibt es eine Autogenie? Ist es möglich, daß ein Organismus nicht aus vorgebildeter organischer, sondern aus rein anorganischer Materie entsteht?" — Häckel sieht sich genöthigt zu gestehen, daß die zu diesem Zwecke gemachten Versuche bis zur Stunde kein sicheres positives Resultat geliefert haben d. h. gänzlich mißlungen sind. Er verwahrt sich aber lebhaft dagegen, daß damit die Unmöglichkeit der Urzeugung bewiesen sei. Was jetzt etwa nicht mehr möglich ist, könne ja in der Urzeit recht wohl möglich gewesen sein, da die allgemeinen Lebensbedingungen damals ganz andere als jetzt gewesen sein müssen. Häckel meint, durch die neuern Fortschritte der Chemie und Physiologie werde es wohl noch gelingen, einen Beweis für die Urzeugung zu gewinnen. Er verweist auch auf „die einfachsten aller Organismen", die sogenannten Moneren, von welchen eine Art, der von Huxley entdeckte Bathybius

Haeckelii „vielleicht (!) noch heutzutage beständig durch Urzeugung entsteht." Ähnlich äußert sich Burmeister.[56]

Andere Forscher sprechen sich über die Urzeugung viel weniger zuversichtlich aus. Darwin, auf dessen Schultern Häckel steht, erklärt: „Die Wissenschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte begünstigt nicht die Meinung, daß lebende Wesen jetzt spontan entstehen." Gustav Bischof sagt: „Wie die ersten Pflanzen auf die Erde gekommen sind, ist uns ebenso unbekannt wie der Uranfang der Dinge."[57] Fr. Pfaff tritt der Annahme einer Urzeugung entschiedenst entgegen. „Alle Versuche, die seit mehr als hundert Jahren angestellt wurden, haben auf das Klarste gezeigt, daß nie, auch aus organischen Substanzen nicht, von selbst lebende Wesen entstehen; die früher angenommene sogen Urzeugung, generatio aequivoca, findet durchaus nicht statt."

Theologisch steht der Lehre von der Urzeugung an sich kaum etwas entgegen. Die namhaftesten mittelalterlichen Theologen nahmen sie nach Aristoteles und Augustinus als fortwährend stattfindend für viele kleinere Thiere an.[58] Es frägt sich nur, ob auch die erste Entstehung der Organismen durch Urzeugung theologisch annehmbar wäre. Nichts scheint dagegen zu sprechen, wenn nur mit dieser Theorie nicht die Lehre verbunden wird, daß die Natur rein aus sich mechanisch die ersten Organismen hervorgebracht habe, sondern angenommen wird, daß die Natur von Gott geleitet, vermöge der von Gott ihr verliehenen Kräfte und Gesetze Solches bewirkt habe, so etwa, wie die Handwerker und Maschinen am Hausbaue zu thun haben, aber doch nicht die eigentlichen Erbauer sind, weil ein Anderer den Plan gemacht hat und die einzelnen Arbeiter anleitet. Sollte daher je noch, wozu freilich keine Aussicht vorhanden ist, die Urzeugung nachgewiesen werden, so würde dadurch an der Thatsache Nichts alterirt, daß Gott die ersten Organismen geschaffen habe.

Es ist hier wohl die passendste Gelegenheit, die bekannte Theorie von einer unbegrenzten Fortentwicklung der Organismen etwas zu betrachten, welche der Engländer Charles Darwin 1859 zuerst aufgestellt und seitdem unter großem Beifall näher zu begründen gesucht hat.[59]

Darwins Entwicklungslehre.

Nach Darwin läßt sich zwar über die erste Entstehung der Organismen nicht Gewisses sagen, aber wohl über die selbstständige Fortentwicklung derselben. Es lassen sich nämlich alle Thiere auf vier oder fünf Urformen zurückführen, alle Pflanzen auf ebensoviele; aber auch diese Urorganismen scheinen ein weiteres Zurückführen auf eine einzige Urform zuzulassen, aus welcher im Laufe unermeßlicher Zeiträume die unzähligen Urorganismen sich entwickelten, welche je existirt haben und noch existiren. Es gibt demnach keine feststehenden Arten der Pflanzen und Thiere, sondern eine unbegrenzte Veränderlichkeit; was bisher Art genannt wurde, ist nur eine Entwicklungsstufe in dem Fortschritte zu immer größerer Vollkommenheit. Selbst Pflanzen und Thiere sind nicht wesentlich verschieden, sondern alle Organismen stehen in einem ununterbrochenen Zusammenhange der Fortentwicklung. Auch Mensch und Thier sind nur graduell verschieden; ersterer stellt nur eine höhere Daseinsform der natürlichen Selbstentwicklung dar.

Wie wird aber dieser unbegrenzte Fortschritt möglich? Sollte nicht die Natur, sich selbst überlassen, die Organismen vielmehr aufreiben und zerstören, als sie vervollkommnen? Darwin hat auf zwei natürliche Förderungsmittel aufmerksam gemacht: den „Kampf um das Dasein" und die „geschlechtliche Zuchtwahl."

Unter dem „Kampfe um das Dasein" versteht Darwin mit seinen Anhängern das allgemeine Streben der organischen Wesen nach den zu ihrem Sein und Wohlsein nöthigen Gütern der Erde. Da die Erde nicht für alle Individuen, welche erzeugt werden, Raum und Nahrung bietet, so werden

die schwächeren unvollkommneren durch die besser ausgestatteten verdrängt; erstere müssen daher allmählig untergehen, letztere behaupten sich und gelangen zur weitern Fortpflanzung. Die Vorzüge der besser situirten Individuen vererben sich dann auch auf ihre Nachkommen. Hat sich z. B. ein Strandläufer durch fortwährendes Suchen der Nahrung im Sumpfe genöthigt gesehen, die Beine zu strecken, so daß sie endlich eine bedeutende Länge erreichen, so ist er damit nicht nur Individuen seines Gleichen überlegen, so daß sie sich aus seinem Nahrungsgebiete zurückziehen müssen, wenn sie nicht verhungern wollen, sondern er vererbt diesen erworbenen Vorzug auch auf seine Nachkommen, unter welchen nun die gleiche Concurrenz mit der Wirkung immer höherer Vervollkommnung eintritt. Oder: Ein Gartenbesitzer, der seinen Garten einige Jahre lang sich selbst überläßt, wird denselben endlich von allen ausländischen Gewächsen, die er anpflanzte, frei und nur mehr von einheimischen Pflanzen besetzt finden; erstere verschwinden, weil sie keine für ihre Fortpflanzung so günstigen Verhältnisse finden, wie die letzteren. So hat sich aus unbedeutenden Anfängen die ganze Stufenleiter der organischen Wesen nach und nach erhoben, indem immer das am betreffenden Orte Passendste sich behauptete und fortpflanzte, das minder Passende aber verdrängt wurde, verkümmerte und unterging.

Die „geschlechtliche Zuchtwahl", auf welche Darwin für die höheren Thiere und deren Vervollkommnung ein besonderes Gewicht legt, ist nach ihm jene Erscheinung in der Thierwelt, daß die Männchen zur Zeit der Fortpflanzung miteinander zu kämpfen pflegen und daß daher vorzüglich die siegreichen, also kräftigsten Männchen zur Fortpflanzung kommen, da sich ihnen die Weibchen zugesellen. Ähnliches zeigt sich auch an dem oft prächtigen Gefieder der Vögel. „Allem Anschein nach," sagt Darwin, „haben die weiblichen Vögel die Schönheit ihrer Männchen dadurch erhöht, daß sie lange Zeit die an-

ziehendsten Männchen sich erwählt haben." Letztere waren nämlich dadurch veranlaßt, durch Entfaltung ihrer Vorzüge und möglichste Steigerung derselben die Aufmerksamkeit der Weibchen auf sich zu lenken. Gleiches suchten sie durch ihren Gesang zu erreichen, der eben damit eine immer größere Schönheit erlangte, daß die Weibchen nur die tüchtigsten Sänger für sich erwählten, die dann die erlangte Vollkommenheit auf die Jungen fortpflanzten.

Darwin's Theorie hat namentlich in Deutschland den größten Beifall gefunden; auch in England zählt sie viele Anhänger, einige auch in Frankreich. Allmählig aber scheint sie unter den Naturforschern an Ansehen zu verlieren. Mehrere betrachten sie als ein das Auge der Forschung blendendes Irrlicht und als eine wahre Calamität für die Wissenschaft. Vom Standpunkte der Geologie aus wird ihr besonders entgegengehalten, daß die versteinerten Reste von Pflanzen und Thieren im Innern der Erde, die zum Theil doch aus sehr früher Zeit, selbst noch aus der Periode vor der Eiszeit stammen, genau dieselbe Unveränderlichkeit der Arten zeigen, wie sie jetzt besteht Wir finden dieselben Waldbäume, dieselben Fische, Rennthiere u. s. w. wie jetzt; dagegen finden sich nirgends Übergangsformen, welche die Mitte zwischen einer und der andern Art darstellen. Von einer unaufhörlichen Veränderung und Veredlung legen die geologischen Funde kein Zeugniß ab, sondern sie zeigen ein plötzliches Erscheinen der verschiedenen Pflanzen- und Thierarten.[60]

Auch in der Gegenwart läßt sich von der Veränderlichkeit der Arten so viel wie Nichts entdecken Es ist freilich wahr, daß Pflanzen und Thiere sich durch Eingreifen des Menschen veredeln lassen, daß z. B. Himbeeren oder Erdbeeren in guter Gartenerde größer werden als im Walde oder an magern Abhängen, daß Pferde durch Auswahl schöner kräftiger Zuchtthiere sich in der Race verbessern lassen.

Aber damit ist nicht bewiesen, daß die Veränderlichkeit eine unbegrenzte sei und daß es möglich sei, stets neue Arten zu gründen. Nach den Erfahrungen der Gärtner- und Thierzüchter ist vielmehr eine enggezogene Grenze vorhanden, die kein Überschreiten erlaubt; „es kostet die größte Mühe, die erreichte Steigerung auf einer bestimmten Stufe auch nur zu erhalten,“ geschweige denn dieselbe weiterzuführen.[61]. — Hiebei ist wohl zu beachten, daß die geistlose Natur, sich selbst überlassen, fast nie das durch Zufall zu Stande bringen wird, was der Mensch durch planmäßiges Eingreifen erreichen kann. Es ist gewiß im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß ein Thier, welches unter günstigen Umständen lebend irgend eine Vollkommenheit erworben hat, sich mit einem ebenso vervollkommneten Individuum paaren wird, während Hunderte oder Tausende nicht veredelte in seiner Nähe sind. Die Regel ist daher, daß die erreichte Vollkommenheit wieder verschwindet, sobald die gewöhnlichen Verhältnisse wieder eintreten.

Die Annahme eines besondern Einflusses der „geschlechtlichen Zuchtwahl“ auf die unbegrenzte Veredlung der Thiere ferners ist offenbar größtentheils irrig. Es ist lächerlich zu behaupten, wie es Darwin thut, „daß die Thiere wissen, was sie thun, und daß sie mit Bewußtsein ihre geistigen und körperlichen Kräfte zur Darstellung bringen,“ und daß die weiblichen Vögel die stärksten und „anziehendsten Männchen sich erwählen“, namentlich die mit dem prächtigsten Gefieder und schönsten Gesange. Der Kampf der Männchen ist das instinktmäßige Bemühen um das Nahrungsgebiet, das ihnen und der künftigen Brut nicht soll geschmälert werden. Die Weibchen lassen nach allen Erfahrungen von einer Bevorzugung oder Wahl eines Bewerbers Nichts bemerken, sondern schließen sich ohne Weiters da oder dort an. Der Gesang der Männchen ist Nichts als Paarungsruf; er soll dem Weibchen den oft dicht verwachsenen Aufenthalt des Männchens kund-

geben, damit es die ihm fehlende Lebensergänzung finde. Damit erklärt sich auch, warum dem Weibchen der Gesang fehlt; nur Ein Geschlecht darf ihn haben, sonst würde sich oft das gleiche Geschlecht zusammenfinden. Die von Darwin und seinen Jüngern geläugnete Zweck- und Planmäßigkeit in der Schöpfung scheint gerade in diesen instinctiven Lebensäußerungen der Thiere recht hervorzutreten.[62]

Häckel[63] beruft sich zum Beweise dafür, daß in der Schöpfung nur blindes Naturgesetz, nicht der Plan eines Schöpfers walte, u. A. auch auf die sog. rudimentären Organe, d. h. Organe, die im Pflanzen-, Thier- und Menschenkörper vorhanden sind, ohne irgend eine Leistung zu vollbringen, so daß sie für das betreffende Individuum völlig unnütz sind. Sie sind Ueberbleibsel früherer Entwicklungen in der langen Stufenreihe organischer Wesen, die erst allmählig verschwinden. Solche sind z. B. die kleinen Knochen am Hinterleibe der Riesenschlange, die der Rest verloren gegangener Hinterbeine sind, oder beim Menschen die plica semilunaris, die kleine halbmondförmige Falte am innern Augenwinkel, die für unser Auge gar keinen Nutzen hat; sie ist der verkümmerte Rest eines dritten Augenlides, welches bei manchen Thieren sehr entwickelt ist. Ein Schöpfer hätte Solches einfach weggelassen. — Aber die vom Schöpfer gegründete und geleitete Natur ist nicht eine starre Einheit und Maschinerie, sondern eine vielfach ineinander greifende Kette von Entwicklungen. Wenn beim Menschen noch Organe sich finden, wie sie den Thieren eigen, ihm aber nicht von sichtbarem Nutzen sind, so ist er damit erinnert, woher er dem Leibe nach stammt und daß er leiblich nur das oberste Glied einer irdenen Kette bildet.

Daran mag man auch denken, wenn man Häckels Abbildungen von menschlichen und thierischen Embryonen sieht, welche beweisen sollen, daß der Mensch in den ersten Ent-

wicklungsstufen vom Thiere kaum zu unterscheiden, also im Grunde auch Nichts als ein Thier sei Ganz abgesehen von dem geistigen Leben des Menschen, das ihn am Meisten vom Thiere unterscheidet, und die völlige Richtigkeit jener Abbildungen vorausgesetzt, (nach Güttler S. 168 sind sie theilweise gefälscht,) ist die Ähnlichkeit wohl nicht größer und auffallender als etwa die Ähnlichkeit der verschiedenen Getreidegattungen nach dem Aufgehen. Der geübteste Kenner vermag oft Weizen nicht von Roggen, Gerste nicht von Haber zu unterscheiden. Auch die Eier mancher Vögel sind einander täuschend ähnlich, ja selbst das Ei des Krokodils kann mit dem Ei der Gans verwechselt werden. Sollen wir darum sagen, daß Gans und Krokodil nahe Verwandte sind? oder gar, daß die Gans vom Krokodil entsprungen sei? Wenn nun auch der menschliche Embryo in der ersten Zeit seiner Entwicklung dem thierischen und insbesondere dem des Affen ähnlich ist, so folgt daraus noch nicht, daß der Mensch ein vervollkommneter Affe ist. „Von einer gewissen Zeit an, sagt Virchow,[64] schlägt die Entwicklung des Affen einen Weg ein, welcher dem entgegengesetzt ist, der bei dem Menschen die Regel ist . . . Der Affe wird, auch was seinen Kopf anbetrifft, durch seine weitere Ausbildung dem Menschen immer mehr unähnlich . . . . Es liegt daher auf der Hand, daß durch eine fortschreitende Entwicklung des Affen nie ein Mensch entstehen kann.“ Die Ähnlichkeit verschiedener Organismen in ihrer ersten Zeit ist eben eine rein äußerliche. Sei sie übrigens noch so auffallend, viel auffallender wird immer noch der Umstand bleiben, daß aus völlig ähnlichen Pflänzchen verschiedener Art doch niemals gleiche Bildungen entstehen, und daß bei scheinbar ganz gleichem Embryo doch niemals statt eines Menschen ein Thier, statt eines Thieres ein Mensch entsteht. Die Thatsache, daß der Mensch nach seiner leiblichen Seite vielfache Ähnlichkeit mit den niedriger stehenden Erden-

wesen hat, weil er ja die Vollendung und die Krone der organischen Schöpfung bildet, ist nie geläugnet und von Darwin und Häckel nicht erst entdeckt worden.

Der vierte Schöpfungstag. 14—19.

Die Gestirne.

Das vierte Tagewerk entspricht dem ersten. Wie dieses das Licht zum Vorschein brachte, so entstehen am vierten Tage die Lichtträger am Himmel.

14. Und Gott sprach: Es sollen Leuchten werden an der Himmelsveste und sollen den Tag und die Nacht scheiden und sollen sein zu Zeichen und Zeiten und Tagen und Jahren, 15. auf daß sie leuchten an der Himmelsveste und die Erde erhellen. Und es geschah so.[65]

Es sollen werden,[66] — der Stoff, aus dem die Gestirne entstehen sollten, war längst geschaffen; sie sollten daher nicht als etwas völlig Neues ins Dasein treten, sondern aus dem vorhandenen Stoffe sich bilden. Daher wird in dem parallelen V. 16 nicht der Ausdruck Schaffen, sondern Machen für diese Thätigkeit Gottes gebraucht. Sollten sie nun aber erst am vierten Tage werden, hat sie Gott am vierten Tage erst gemacht, so können sie nicht schon vom ersten Tage an, durch eine Nebelhülle verdeckt, vorhanden gewesen sein, wie Viele mit den Juden annehmen.[67] Schon oben zu V. 3, wurde diese Meinung als unhaltbar erklärt. (Doppeltes ist also hier abzuweisen: 1) daß die Gestirne am vierten Tage aus Nichts wurden, und 2) daß sie schon früher vorhanden, am vierten Tage nur für die Erde sichtbar wurden.)

Die Gestirne werden Leuchten, luminaria, mᵉ'oroth genannt d. h. Lichtträger, Körper, die Licht geben. Sie sollen werden an der Himmelsdecke, — so ist gesagt

nach der Wahrnehmung von der Erde aus. Dem irdischen Augenschein nach schweben sie an der blauen Decke, welche sich über der Erde ausdehnt. Uns über die Höhe zu belehren, in welcher sie wirklich schweben, ist nicht die Aufgabe des hl. Schriftstellers, und wahrscheinlich hatte ihm selbst die göttliche Offenbarung davon Nichts mitgetheilt.

Der Zweck, um dessen willen die Himmelskörper gemacht wurden, wird nur mit Rücksicht auf die Erde und ihre künftigen Bewohner ausgesprochen. Der göttlichen Offenbarung genügt es, uns zu sagen, welche Zwecke die über uns schwebenden Gestirne für die Erde angewiesen erhielten. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß sie vielleicht auch andere, außerirdische Zwecke haben, die wir nicht zu kennen brauchen.

Man liebt es auf die Kleinheit der Erde hinzuweisen, die ja unter den Millionen von Weltkörpern kaum zu beachten sei, da sie von der Sonne und den meisten Gestirnen an Größe weit übertroffen werde. Wie sollte, meint die moderne Zweifelsucht, die winzige Erde im Weltall die große Bedeutung haben, die ihr der Glaube zuweist? Wie sollte gerade auf sie Gottes Aufmerksamkeit und Fürsorge gerichtet, Gottes Sohn gerade auf ihr erschienen sein? — Dieser Hinweis auf die Kleinheit der Erde ist nichts Neues. Die hl. Schrift selbst gebraucht ähnliche Schilderungen für alles Irdische. Nach Is. 40,15 sind die Völker der Erde vor Gott gleich dem Wassertropfen am Eimer und wie Stäubchen an der Wage, und ganze Länder wie winziger Staub. Ja nach Weish. 11,23 ist die ganze Welt vor Gott wie ein Stäubchen oder wie ein Tröpflein Morgenthau. Vor Gott verschwindet jede geschöpfliche Größe, und eben darum kommt es auf die Masse nicht an. Dies ersieht man auch an dem Ebenbilde Gottes, dem Menschen; unbedeutend ist seine Körpersgröße, und doch bezwingt sein Geist so Vieles auf der Erde, deren

Antlitz er verändert und deren riesigste Geschöpfe ihm dienen müssen. Ferners gibt es ja auch ein pretium affectionis. Der Diamant an deinem Finger ist kaum sichtbar, und doch verlierst du lieber ein großes Grundstück als ihn. Endlich gibt es einen Werth besonderer Nützlichkeit. Das Auge ist klein im Vergleiche mit Arm oder Bein, aber wie künstlich und unschätzbar! So mag auch die Erde klein sein der Masse nach; um des Menschen und besonders um des Gottmenschen willen ist sie dennoch ein bevorzugter und wichtiger Ort der Schöpfung.

Aber sollten die andern Weltkörper nicht auch von Menschen oder menschenähnlichen Wesen bewohnt sein? Und bedurften diese vielleicht nicht auch der Erlösung? — Darüber hat uns die Offenbarung nicht belehrt Die Naturforschung[68] spricht eher gegen als für das Bewohntsein anderer Weltkörper. Die Sonne wie auch die Fixsterne sind nach ihr glühende Massen, so daß auf ihnen keine Möglichkeit organischer Entwicklung sich findet. Von den Planeten können die äußersten kaum in Frage kommen; nur Jupiter erreicht etwa die Dichtigkeit unsers Wassers; die übrigen (Saturn, Uranus und Neptun) sind viel weniger dicht; keiner ermöglicht die Existenz von Pflanzen und Thieren. Mars, etwa halb so groß wie die Erde und nicht viel weniger dicht, könnte vielleicht von lebenden Wesen bewohnt sein; aber sie wären wegen seines geringen Maßes von Licht und Wärme viel weniger günstig situirt, als die Bewohner der Erde und müßten wahrscheinlich in den kalten Wintern größtentheils immer wieder umkommen. Von den innern Planeten zeigt Venus die meiste Ähnlichkeit mit der Erde in der Größe, in der Dichte ihrer Masse und in der Entfernung von der Sonne; aber die Erwärmung ihrer Oberfläche ist wegen ihrer Achsenstellung eine für organische Wesen höchst ungünstige, da die strengste Kälte mit der glühendsten Hitze

fortwährend wechselt; diese Gegensätze machen eine Existenz lebender Wesen kaum möglich. Der innerste Planet endlich, Merkur, viel kleiner als die Erde, hat eine weit stärkere Dichtheit als sie, nämlich etwa die des Eisens, und empfängt von der Sonne sechsmal mehr Licht und Wärme; unter diesen Umständen ist er kein Aufenthalt für organische Geschöpfe. Allem nach ist die Erde für lebende Wes n weitaus der passendste Wohnort, und es ist höchst unwahrscheinl ch, daß auch nur einer der Planeten bewohnt ist.

Die Aufgabe der Gestirne nun für die bevorzugte Erde gibt der Text in dreifacher Weise an: 1. Sie müssen scheiden zwischen Tag und Nacht. Da dies eigens bestimmt wird, so kann diese Scheidung bisher nicht von einem außerirdischen Mittel bewirkt worden sein. 2. Sie sollen sein zu Zeichen und Zeiten und Tagen und Jahren, d. h. sie sollen dienen zur Kundgabe von Zeichen und zur Normirung der Zeiten, Tage und Jahre. Jeder dieser vier Ausdrücke ist von Bedeutung. a) Die Gestirne sollen Zeichen kommender Dinge sein. Dieses gilt zunächst für physische Ereignisse, z. B. die Witterung. Wenn die Sonne eine Morgenröthe bildet bei bedecktem Himmel, so folgt Regen; dagegen eine Abendröthe bei heiterem Himmel zeigt gute Witterung an u. dgl. (Matth. 16,2.3.) Hat der Mond einen Hof, so deutet er Regen an; sind die Gestirne gut und zahlreich sichtbar, so erwartet man gleichfalls Regen. Aber auch wichtige historische Ereignisse werden durch die Gestirne angezeigt. Der Volksglaube hat dies von jeher festgehalten. Hätten wir noch die Kenntniß der Natur, wie sie unserm Stammvater verliehen wurde, und dazu seine Unschuld, so könnten wir wohl manches Künftige an den Gestirnen lesen. Die Astrologie verband sich aber schon frühzeitig mit Aberglauben und Götzendienst und gerieth dadurch in Verruf und Verfall, so daß sie im mosaischen Gesetze strenge verpönt wurde, während sie in

Babylon in großem Ansehen blieb. Auch in der Kirche gilt sie durchaus als verwerflich. Immerhin verdient Beachtung, daß die Geburt Christi von den Magiern an einem Sterne erkannt wurde, sowie daß sein Hinscheiden am Kreuze von himmlischen Zeichen begleitet war. (Vgl. Is 13,10. Joel 2,10. 2,30 ff. Matth. 24,29 Luk. 21,25.) b) Zeiten, mo'adim. Die Gestirne führen den Wechsel der Jahreszeiten herbei und bestimmen dadurch großentheils das animalische und besonders das vegetative Leben der Erde, so daß im Frühlinge Alles aufleben, im Sommer heranreifen, im Herbst eingesammelt werden kann, während im Winter die Natur ruht. Ferners ist an die Festzeiten zu denken, welche sich noch gegenwärtig nach dem durch den Mondlauf bestimmten Osterfeste richten. c) Tage. Diese sind hier im weitern Sinne mit Einschluß der Nacht verstanden. d) Jahre Die meisten Völker hatten Sonnenjahre wie wir, das Volk Gottes aber rechnete nach Mondjahren. Auch bei uns hat der Mond seine Herrschaft in dieser Hinsicht noch nicht völlig verloren, indem wir das Sonnenjahr in zwölf Abschnitte theilen, die dem Mondlaufe entsprechenden Monde oder Monate. 3. Sie sollen die Erde erhellen; nie mehr soll auf ihr völlige Finsterniß herrschen. Bei Tage leuchtet die Sonne, bei Nacht spendet der Mond sein mildes Licht, und selbst wenn er nicht zu sehen ist, herrscht wegen des Sternenlichtes nicht mehr das völlige dichte Dunkel der Urzeit.

Die folgenden Verse erzählen die Ausführung des gefaßten Beschlusses.

16. **Und Gott machte die zwei großen Lichter, das größere Licht, daß es den Tag beherrsche, und das kleinere Licht, daß es die Nacht beherrsche, und die Sterne.**
17. **Und er setzte sie an die Himmelsveste, daß sie leuchten sollten über die Erde hin** 18. **und beherrschen sollten den Tag und die Nacht und scheiden sollten**

das Licht und die Finsterniß. Und Gott sah, daß es gut war. 19. Und es ward Abends und Morgens, ein vierter Tag.[69]

Die beiden großen Lichter, von welchen das eine den Tag und das andere die Nacht beherrscht, sind selbstverständlich Sonne und Mond. Beide sind groß genannt; obgleich der Mond viel kleiner ist als die Sonne und andere Gestirne, so ist er doch groß für das irdische Auge und leistet für die Erde die Dienste eines großen Lichtes, so daß er diesen Namen verdient.[70]

Man könnte es für unmöglich halten, daß die Sonne, die Mutter aller Planeten, erst nach der Erde entstanden sei. Indeß kann sie jedenfalls nicht ewig sein, sonst wäre der Wärmeschatz, den sie in ungeheurer Menge immerwährend abgibt, ohne daß von einem neuen Zufluß etwas zu bemerken ist, schon längst erschöpft; sie muß daher in nicht gar ferne liegender Zeit entstanden sein. Nach den Anschauungen der Naturforscher hat sie wirklich erst nach der Erde ihre Gestaltung erlangt, wenn auch ihre Materie schon früher vorhanden war. Ursprünglich mit den Planeten in Eine ungeheure Dunstkugel vereinigt wurde sie nach und nach isolirt, indem sich zuerst die ferneren, außer der Erdbahn befindlichen, dann die Erde und die innerhalb ihrer Bahn rotirenden Planeten absonderten, so daß zuletzt noch der glühende Sonnenkörper übrig blieb, der nun schon so lange leuchtet. Endlich aber wird er in Folge des steten Wärmeverlustes mehr und mehr erkalten und damit zu leuchten aufhören (Matth. 24,29. Mark. 13,24), und dann wird auch das organische Leben der Erde und die Menschengeschichte den Abschluß erreichen, wenn nicht durch eine von uns unvorhergesehene Katastrophe dieses Ende früher eintritt (Matth. 24,36).

Die S o n n e ist wohl seit dem vierten Schöpfungstage im Wesentlichen so geblieben, wie sie sich noch dem Beobachter

darstellt. Sie erscheint als eine überaus große feurige Kugel, deren Durchmesser 108 mal länger ist als der Erddurchmesser, während ihr Rauminhalt 1,259,712 mal so groß ist als die Erde. Die Oberfläche ist nicht starr, sondern ungemein beweglich, nicht einmal tropfbar flüssig. „Sie scheint ein durchaus zu Dampf und Gas aufgelöster Körper zu sein . . . Sie ist viermal weniger dicht als die Erde, d. h durch die Wirkung ihrer ungeheuern Hitze hat sie ihre Massen auf einen viermal so großen Raum ausgedehnt, als man nach dem Beispiel der sonst gleichbeschaffenen Massen des Erdkörpers erwarten sollte.“ (Kolberg in d. Stimmen aus M. Laach, 1881, IX., S. 362). Ihre Umgebung ist ein leuchtendes Dampfmeer, ebenfalls sehr heiß (vgl. oben zu V. 3). Die tiefsten Schichten dieser Hülle enthalten Metalldämpfe, die höheren bestehen wahrscheinlich nur aus Wasserstoffen, während zu oberst dünne Gasschichten folgen. Aus dem Innern der Sonne gehen gewaltige stürmische Ausbrüche hervor, welche ungeheuere Gasmassen bis über die obersten Schichten emportreiben und Theile der tieferen Schichten der Atmosphäre gleichfalls mit in die Höhe reißen. Auf diese Weise kommt die Sonnenatmosphäre in stete Wallungen, deren Heftigkeit unsere stärksten Stürme vielhundertfach hinter sich läßt. Aus diesen Wallungen entstehen die Sonnenflecken, sowie die bei Sonnenfinsternissen bemerkbaren Protuberanzen, von welchen einige beobachtet wurden, die mehr als 20,000 Meilen über die Sonnenoberfläche hervorragten.[71] Die ihr von Gott gesetzte Riesenaufgabe, unsern Weltraum zu erleuchten und zu erwärmen, erfüllt die Sonne mit einem verschwenderischen, so zu sagen, wahrhaft schrecklichen Eifer (Ps. 18,6.7), der uns vernünftige Geschöpfe Gottes beschämen sollte und endlich ihre Erkaltung herbeiführen muß. Man hat berechnet, daß sie in einer Minute einen Wärmevorrath abgibt, der hinreichen würde, um eine Eisschichte von 10½ Meter Dicke rings um sie zum Schmelzen zu bringen. Die Erde empfängt von ihr, obgleich

sie über 20 Millionen Meilen entfernt ist, jährlich eine Quantität Wärme, welche bei gleichmäßiger Vertheilung „hinreichen würde, um eine 30,8 Meter dicke Eiskruste um die ganze Erde zu schmelzen“.[72]

Der Mond ist gegenwärtig ein völlig starrer Körper, 50,000 Meilen von der Erde entfernt, fast 50 mal kleiner als die Erde. Es gilt als ausgemacht, daß er keine Atmosphäre und kein Wasser hat. Seine Oberfläche zeigt schon dem bloßen Auge eine Abwechslung von helleren und dunkleren Stellen; letztere hat man früher Meere genannt, aber sie sind nur die tieferen und daher weniger beleuchteten Stellen der Oberfläche, wogegen die helleren hohe Gebirge von eigenthümlicher Form darstellen. Die meisten sind Ringgebirge, d. h. sie zeigen einen kreisrunden Wall, der eine vertiefte Ebene einschließt. Die ganze Oberfläche hat ein sehr rauhes, zerklüftetes und steriles Ansehen. Wenn je eine dem organischen Leben der Erde entsprechende Entwicklung der Mondoberfläche stattgefunden hat, so ist dieselbe längst zum Stillstand gekommen, das Leben erloschen. „Ursprünglich war er auch ein glühender Gasball, ist aber jetzt längst völlig erkaltet.“[73] Ob der Mond schon seit dem vierten Schöpfungstage dieselbe Beschaffenheit gehabt und beibehalten hat, läßt sich kaum mit Sicherheit angeben; doch ist es wahrscheinlich, da der heilige Text offenbar sein Licht gerade so schildert, wie es noch gegenwärtig ist.

Diese beiden Gestirne haben weitaus den meisten Einfluß auf die Erde. Da der hl. Schriftsteller von den Gestirnen überhaupt nur redet, soferne sie für die Erde und Menschheit eine Bedeutung haben, so erwähnt er die übrigen Millionen von Himmelskörpern nur ganz kurz mit zwei Worten: ve̊et hakkokabim = und die Sterne. Für die Erde scheinen diese unzähligen Himmelslichter kaum eine andere Aufgabe zu haben, als die der Psalmist andeutet.

Pſ. 8,4.5 ruft er aus: „Wenn ich Deine Himmel anſchaue, die Werke Deiner Hände, den Mond und die Sterne, die Du gebildet haſt, was iſt da der Menſch, daß Du ſeiner gedenkeſt, oder des Menſchen Sohn, daß Du ihn heimſuchſt!“ Pſ. 18,2: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament gibt Kunde von dem, was ſeine Hände gemacht haben“. Es ſoll alſo durch die Pracht des geſtirnten Himmels das Auge des Menſchen erfreut und ſein Herz zur Lobpreiſung Gottes angetrieben werden. Wenn dies ſchon im alten Bunde bei der noch ſo wenig entwickelten Sternkunde erwartet wurde, wie viel mehr ſollte der ſeitdem gewonnene Einblick in die Tiefen der Sternenwelt und in ihre Geſetze die Menſchen mit Ehrfurcht vor Gott erfüllen! Dies um ſo mehr, als auch die bis jetzt gefundene Erkenntniß nur ein Weniges aus dem Meere der wunderbaren Geheimniſſe zu ſein ſcheint, die dort verborgen liegen. Auch der größte Aſtronom weiß im Grunde nur wenig von den Geſtirnen und kann nur von Ferne ahnen, wie vieles noch Unerforſchte unerreichbar vor ihm liegt.

Sollten aber die Sterne nicht auch außerirdiſche Zwecke haben? Wir wiſſen darüber nichts Beſtimmtes aus der Offenbarung. Doch ſcheint es nicht ohne Bedeutung zu ſein, daß die hl. Schrift die Sterne gleich den Engeln als Kriegsheer Gottes bezeichnet. Iſ 40,26[74] heißt es: „Hebt eure Augen in die Höhe und ſchauet: Wer hat dieſes geſchaffen? Der herausführt nach der Zahl ihr (der Himmel) Heer und alle mit Namen nennt. Ob der Fülle ſeiner Kraft und Stärke und Macht bleibt auch nicht eines zurück“, d. h. alle Geſtirne leiſten Gott wie Krieger ihrem Anführer willigen Gehorſam. Gegen welche Macht er ſie aber in den Kampf führt, das iſt uns verborgen.[75]

Noch zwei Punkte müſſen bezüglich der Fixſterne er-

wähnt werden; der erste betrifft ihre Beschaffenheit, der zweite ihr Licht.

Sind die Fixsterne Sonnen gleich unserem Tagesgestirn, wie gewöhnlich angenommen wird, so kann keiner von ihnen als Aufenthalt menschenähnlicher Wesen dienen oder etwas Organisches enthalten. Wohl aber können sie oder doch einige dazu bestimmt sein, in fernen Zeiten noch eine Entwicklung durchzumachen, wie sie jetzt die Erde hat. Als Sonnen mögen sie auch ihre Planeten haben, — erforscht ist darüber Nichts, und es ist auch keine Hoffnung, daß jemals von der Erde aus selbst durch die größten und stärksten Fernröhre darüber etwas erforscht werden könne.

Der nächste der Fixsterne ist nicht weniger als 8 Billionen Meilen von der Erde entfernt. Das Licht derselben kann daher nicht in einigen Stunden oder Tagen zur Erde gelangen, obgleich es in einer Sekunde 42,000 Meilen durchfliegt; selbst ein paar Jahre genügen nicht. Da aber die Sterne am 4. Tage geschaffen wurden, um neben Sonne und Mond für die Erde zu leuchten, so müssen sie auch schon an diesem Tage ihr Licht auf die Erde haben fallen lassen, ebenso am 5. und 6. Tage. Damit verträgt sich eine 24stündige Dauer dieser Schöpfungstage nicht. Adam hätte, wenn diese Tage den jetzigen glichen, im ersten und zweiten Jahre seines Lebens nur ein paar Planeten sehen können, die er seinen Nachkommen doch nicht als Heer bezeichnen könnte. (Gen. 2,1.)

Der fünfte Schöpfungstag. 20—23.

Entstehen der Wasser- und Flugthiere.

Das fünfte Tagwerk ist dem zweiten parallel. Wie dieses eine Scheidung der Gewässer und die Entstehung der Atmosphäre über der Erde bewirkt hatte, so werden nun Wasser und Luft mit lebenden Wesen erfüllt.

20. Und Gott sprach: Es sollen die Gewässer hervorbringen Kriechendes mit lebender Seele, und Geflüge (soll sein) über der Erde unter der Veste des Himmels. 21. Und Gott schuf die großen Meeresungeheuer[76] und alle lebenden und sich regenden Wesen, welche die Gewässer hervorgebracht hatten, nach ihren Arten und alles Geflüge nach seiner Art. Und Gott sah, daß es gut war. 22. Und Gott segnete sie und sprach: Wachset und vermehret euch und erfüllet die Wasser des Meeres, und die Vögel sollen sich vervielfältigen über der Erde. 23. Und es ward Abends und Morgens, ein fünfter Tag.[77]

V. 20. Eine Hervorbringung aus Nichts ist für die Wasser- und Flugthiere so wenig anzunehmen, als (V. 11 und 12) für die Pflanzen, sondern alle Organismen entstanden aus schon vorhandenen Stoffen. Der hebr. und samar. Text („wimmeln sollen die Wasser ein Gewimmel von lebenden Wesen") macht dies hier weniger deutlich, als V. 11; ähnlich drücken sich Onkelos und Peschito aus; aber die Sept. und Vulg. verdeutlichen: „Die Gewässer sollen hervorbringen"; ebenso Saadia: „Gott wollte, daß aus dem Wasser hervorgehen sollte." Der Stoff, aus dem die Wasserthiere entstanden, war also sicher das Wasser, in dem sie leben, vereinigt wohl mit vom Lande weggeschwemmten Theilen. Das animalische Leben hat demnach im Meere begonnen, und eine Ahnung, ein Funke von Wahrheit liegt dem Oken'schen Satze vom Urschleim immerhin zu Grunde. Wenn dennoch (V. 21) zum ersten Male wieder seit V. 1 d. h. seit der Erzählung der Schaffung des Himmels und der Erde in den Texten (mit Ausnahme der Sept.) der Ausdruck schaffen für die Hervorbringung der Wasser- und Luftthiere gebraucht wird, so scheint damit doch mehr gesagt zu sein, als mit machen. Diese Thiere wurden aus Wasser und Erde durch

Mitwirkung der schon durch den belebenden Geist Gottes in die Materie gelegten Kräfte von Gott gebildet, indem Gott etwas völlig Neues, aus Nichts Hervorgebrachtes hinzufügte, nämlich die immaterielle Thierseele, die Vorläuferin und das Vorbild der vernünftigen Menschenseele. — Aber warum findet sich im sechsten Tagewerke der Ausdruck schaffen für die Landthiere nicht mehr, sondern machen? Weil die Entstehung der Thierseele schon am fünften Tage als ein Schaffen berichtet ist. Die Seele der Quadrupeden ist von der der Fische und Vögel nicht wesentlich verschieden, also nichts Neues mehr; daher genügt für die Fortsetzung der Entstehung und Beseelung der Thiere der Ausdruck machen, um so mehr, als das Wort schaffen im sechsten Tagewerke für den ersten Menschen vorbehalten wird, dessen Seele wieder als etwas wesentlich Neues erscheint.

Die ersten Thiere werden als „Kriechendes mit lebender Seele" oder nach dem Hebr. als „Gewimmel von lebenden Wesen" bezeichnet. Demnach sind nicht bloß Fische, sondern alle Wasserthiere in ihren Urformen gemeint. Der Text sagt auch nicht, daß diese Wesen urplötzlich und auf einmal entstanden, sondern sie können sich allmählig, die unvollkommneren zuerst und später die vollkommneren, entwickelt haben. Ferners ist nicht gesagt, daß später während des Sechstagewerkes keine neuen Arten dieser Thiere mehr entstanden; die Schöpfung setzte sich ja noch fort.

Der Ausdruck Geflüge d. h. Flugthiere faßt gleichfalls nicht bloß die Vögel in sich, sondern auch die fliegenden Insekten. Der Stoff, aus dem sie gebildet wurden, ist nach Gen. 2,19 die Erde, aber wohl vereinigt mit Wasser.

Es fällt auf, daß die Entstehung der Thiere des Wassers und der Luft in Eine Schöpfungsperiode fällt, während sie doch zwei so streng geschiedene Thierklassen darstellen. Indeß

haben sie doch Manches miteinander gemein. Sie gleichen sich in der Fortpflanzung durch Legung von Eiern; sie stehen darum passend zusammen in der Mitte zwischen den pflanzlichen Organismen, die sich durch Samen vermehren, und den Landthieren, die lebendige Junge haben. Auch die Gestalt läßt einige Ähnlichkeit nicht verkennen; den Flossen der Fische entsprechen die Flügel der Vögel. Endlich hat auch der Aufenthalt manches Verwandte; die Luft steht dem Wasser nicht feindlich gegenüber wie das Feuer, sondern sie hält und trägt die Wasserdünste.

V. 21. Die großen „Meeresungeheuer“ [78] sind Krokodile, Haifische, Delphine u. s. w., auch die längst untergegangenen Gattungen großer Reptilien (Plesiosaurus, Ichthyosaurus . . .), deren Ueberreste noch häufig, besonders im Lias, gefunden werden. Das wiederholte alle (kol) bezeichnet nicht alle Arten, sondern: allerlei.

V. 22. Zum ersten Male wird den Geschöpfen ein eigener göttlicher Segen zu Theil zum Zwecke der Fortpflanzung und Vermehrung. Das Ziel der irdischen Schöpfung, der mit Vernunft begabte Mensch, der die göttlichen Befehle zu vollziehen hat, kommt näher. Diese ersten beseelten Wesen haben bereits einige Aehnlichkeit mit ihm, darum ergeht an sie bereits ein Befehl Gottes. Sind sie auch ohne Vernunft und Gotteserkenntniß, so fühlen sie doch mehr oder minder deutlich, wie wir sagen: instinktiv, den göttlichen Willen. „Die Pflanzen sind ohne Fortpflanzungstrieb und verschaffen sich Nachkommen ohne jegliches Gefühl; darum wurden sie eines eigenen Segens für unwürdig erachtet,“ sagt Thomas von Aquin. [79] Dieser göttliche Segen gilt potentiell auch schon den Landthieren des sechsten Tagewerkes. Er wird hier über die ganze Thierwelt in ihren ersten Repräsentanten ausgesprochen. Erst beim Menschen wird wieder ein eigener Segen gegeben, weil die menschliche Fortpflanzung viel wichtiger und edler ist, als die

thierische; sie hat zum Zwecke die Vollmachung der Zahl der Auserwählten.

Es muß hier noch die Frage erörtert werden, ob das Vorkommen von Thierüberresten im Innern der Erde mit der biblischen Erzählung vereinbar sei. Nach ihr fällt die Bildung des festen Landes schon in das dritte Tagewerk, während die frühesten Thiere erst in der fünften Schöpfungsperiode erscheinen. Nun findet man aber in den Schichten der Gebirge zahlreiche Versteinerungen von Thiercadavern und andere Spuren von Thieren. Es scheint also schon vor dem fünften Tagewerke eine Thierschöpfung gegeben zu haben.

Aber diese Reste sprechen keineswegs gegen den biblischen Bericht. Man könnte wohl annehmen, daß schon im Laufe des dritten und vierten Tages neben den Pflanzen auch Thiergeschlechter existirten, welche die Bibel, nur auf die gegenwärtige Schöpfung bedacht, nicht eigens erwähnt, weil sie beim Auftreten des Menschen schon wieder verschwunden waren. Das ist indeß unnöthig. Vielmehr ist es mehr als wahrscheinlich, daß das schöpferische „es erscheine das Trockene" des dritten Tages nur den Anfang der Gebirgsbildung, aber nicht auch schon den Abschluß derselben bezeichnete. Wie sich die Entstehung der Pflanzen- und Thiergeschlechter auch nach dem dritten, vierten, fünften Tagewerk fortsetzt, so auch die Bildung und Ausgestaltung der Erdrinde. Hebungen und Senkungen derselben erfolgten auch nach dritten Tagewerke fort und fort, immer neue Ablagerungen häuften sich auf die früheren Schichten und begruben mit sich die jeweils existirenden Pflanzen und Thiere. Mit dem Auftreten des Menschen erst, nach dem sechsten Tagewerke, wurde die Schöpfung abgeschlossen und erlangte die Erdrinde ihre jetzige Stetigkeit, die indeß noch immer manche leichte Änderungen durch vulkanische Ausbrüche, Ueberschwemmungen u. dgl. zuläßt.

Der sechste Schöpfungstag. 24—31.

Die Thiere des Festlandes. Der Mensch.

Das sechste Tagewerk vollbringt, wie das ihm entsprechende dritte, ein Doppeltes. Wie am dritten Tage das feste Land gebildet und sofort mit der Pflanzendecke geschmückt worden ist, so wird am sechsten Tage das Land mit Thieren bevölkert und endlich nicht bloß diesem Tagewerke, sondern der ganzen Schöpfung der Abschluß gegeben, ihr die Krone aufgesetzt, indem der Mensch in's Dasein gerufen wird, für den die ganze Erde hergestellt, bekleidet und bevölkert worden ist.

Zunächst wird das Werk des fünften Tages fortgesetzt, indem neue Thiere hervorgerufen werden.

24. **Gott sprach ferners: Es bringe die Erde hervor lebendes Wesen nach seiner Art: Vieh und Kriechendes und Thiere des Feldes nach ihren Arten. Und es geschah so. 25. Und Gott machte die Thiere des Feldes nach ihren Arten und das Vieh und alles Kriechende der Erde nach seiner Art. Und Gott sah, daß es gut war.**[80]

V. 24 wird der göttliche Befehl, V. 25 die Ausführung desselben angegeben. Der Befehl zur Hervorbringung der Thiere ergeht an die Erde, welche damit schöpferisch angeregt und zur Erzeugung der ersten Thierkeime (Zellen, Eier) befähigt wird. Damit ist aber nicht gesagt, daß Gott hiebei nicht auch selbst unmittelbar thätig war; heißt es ja V. 25 ausdrücklich, daß Gott die Thiere machte. Sie entstanden also durch das Ineinanderwirken göttlicher und geschöpflicher Thätigkeit. Die Erde lieferte und bildete von Gott geleitet den Stoff, sei es auf mechanische oder irgend eine andere Weise, Gott beseelte d. h. belebte ihn. Daß die Thiere aus Erdstoff (Gen. 2,19) entstanden sind, wird im alten Testamente auch sonst gelehrt. Ekkles. 3,20: „Aus der Erde sind

sie geworden, und zur Erde kehren sie wieder zurück." Auch ihre Beseelung von Gott ist angedeutet. Ps. 103,29: „Nimmst Du ihren Odem hinweg, so vergehen sie und kehren zu ihrem Staube zurück." Die Naturwissenschaft nimmt gleichfalls an, daß die Thiere aus der Erde entstanden sein müssen, da die Thierleiber offenbar der Erde verwandt sind.[81]

Die verschiedenen Landthiere bezeichnet der Text zuerst im Allgemeinen als „lebende Wesen"; dann werden sie specialisirt als a) Vieh d. h. die zum Dienste des Menschen geeigneten vierfüßigen Thiere, als Rinder, Schafe, Pferde . . .; b) Kriechendes d. h. die kleineren Säugetiere und die Reptilien; c) Thiere des Feldes d. i. das Wild. (In V. 25 ist die Aufzählung anders geordnet: c, a, b.) Diese Thiere zerfielen von Anfang an in mehrere Klassen („nach ihren Arten"). Daß sie alle zumal entstanden, ist nicht gesagt; es ist (vgl. V. 20) sehr wahrscheinlich, daß zuerst die unvollkommneren Arten im Anschluß an die Wasser- und Luftthiere des fünften Tages, also zunächst Amphibien und Reptilien erschienen, und daß erst allmählig sich daran Quadrupeden schloßen. Auch die Naturwissenschaft erklärt es als wahrscheinlich, daß die unvollkommneren Organismen den höheren vorausgingen und daß der Mensch zuletzt auftrat. Völlige Gewißheit vermag sie indeß auch hier, wie so oft, nicht zu bieten.[82]

Der zweite Theil des Berichtes über das sechste Tagewerk wendet sich nun zum Menschen. Auch er gehört seiner sichtbaren Erscheinung nach zu den aus Erdstoff entstandenen Wesen, ist seinem Leibe nach thierisch; daher wird er mit den höheren Thieren an demselben Tage geschaffen.

26. **Und er sprach: Laßt uns machen den Menschen nach unserem Bilde und Gleichnisse, und er soll herrschen über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und über das Vieh und die ganze Erde und alles Kriechende, das sich bewegt auf der Erde.**[83]

Ehe Gott zur Schöpfung des Menschen schreitet, faßt er in feierlicher Weise einen Beschluß, womit die Wichtigkeit des nun kommenden Wesens angedeutet ist. Die Mehrheit in welcher Gott redet, kann in dreifacher Weise erklärt werden. 1. Viele, besonders die jüdischen Erklärer, nehmen an, Gott rede zu den Engeln. Aber von diesen ist bisher noch gar nichts erwähnt worden, und es ist daher eine Mittheilung an sie unwahrscheinlich. Es ist auch nirgends in der Schrift gesagt, daß die Engel bei der Schöpfung mitthätig gewesen seien. 2. Es kann der Plural der Würde sein, wie Könige bei wichtigen Erlassen in der Mehrheit von sich sprechen. Die für diese Auffassung citirten Parallelstellen (Gen. 3,22; 11,7; Js. 6,8) bieten keine entschiedene Klarheit, scheinen vielmehr auch eine andere Erklärung zu fordern, nämlich 3. die, daß die hl. Trinität in der Mehrheit rede. Diese Erklärung allein ist hier zulässig. Denn die ewige Weisheit Gottes (Sprichw. 8,30) d. h. der Sohn oder das Wort (Ps. 32,6) und der Geist Gottes (ibid.) waren bei der ganzen Schöpfung mitbetheiligt mit dem Urgrunde der Gottheit; und nach V. 27 ist der Mensch nach dem Bilde Gottes, also des Dreieinigen, geschaffen worden.[85]

Der Ausdruck „Laßt uns machen den Menschen" deutet auf die Menschengattung, nicht bloß auf den ersten Menschen. Der Artikel fehlt in den Texten.

Das Bild und Gleichniß Gottes wird von den Meisten und wohl mit Recht für synonym erklärt, so daß durch die Doppelbezeichnung der Gedanke kräftiger hervortritt. Wenn schon in der bisherigen Schöpfung Gottes Spur und Siegel sich erkennbar macht, so soll das neue Wesen Gott sehr ähnlich werden, so das es seine Stelle auf der Erde vertreten kann. Viele Väter indeß haben Bild und Gleichniß unterschieden, indem sie ersteres auf die dem Menschen anerschaffene, letzteres auf die im sittlichen Leben zu erringende

und darzustellende Gottähnlichkeit bezogen nach dem Worte Christi Matth. 5,48: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist". Jedenfalls ist es auch erlaubt, sich der letztern Auffassung anzuschließen, der auch manche Neuere den Vorzug geben und die sprachlich Nichts gegen sich hat.[86]

Die dem Menschen zugesprochene Schaffung nach dem Bilde Gottes begründet nicht etwa nur eine Ähnlichkeit mit dem Sohne Gottes, dem Gottmenschen, der (Kol. 1,15) das Bild des unsichtbaren Gottes heißt; sondern Paulus lehrt (1. Kor. 11,7), daß der Mensch auch unmittelbar Gottes d. h. des Dreieinigen Ebenbild ist. Es ist zwar an jener Stelle nur vom Manne die Rede („er ist das Bild und der Abglanz Gottes, das Weib aber ist der Abglanz des Mannes") aber selbstverständlich ist auch dem Weibe die Ebenbildlichkeit mit Gott nicht abzusprechen. (V. 27.) Doch hat sie diesen Vorzug nur durch den Mann, nicht so direct wie dieser, da sie aus dem Manne genommen ist.

Es frägt sich weiter, worin die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott besteht. Offenbar liegt sie zunächst im Geistesleben des Menschen, das ihn vor den niederen Geschöpfen auszeichnet und dem höchsten Geiste ähnlich erscheinen läßt. Denn daß „der alte Hebräer sich Gott als ätherisches Lichtwesen von menschlicher Gestalt" vorgestellt habe, wie Knobel (S. 18) meint, ist eine grundlose Vermuthung. Vielmehr beweist das strenge Verbot, Gott irgendwie abzubilden (Deut. 4,15; Exod. 20,4), daß man sich Gott schlechthin als Geist zu denken hatte und dachte.[87] Ist nun Gott schlechthin Geist, so muß auch der Mensch, sein Ebenbild, als Geisteswesen ihm ähnlich sein, freilich in minderem Grade als die reinen Geister, die Engel; denn der Mensch ist auch ein Körperwesen. Sein Leib ist zwar vermöge seiner emporgerichteten Stellung, seines nach Oben schauenden Blickes und des Adels der ganzen Erscheinung

über die Thierwelt erhaben und kennzeichnet den König, der das Irdische zu überschauen und zu beherrschen hat, und insofern prägt sich auch am Leibe die Spur des göttlichen Ebenbildes aus. Aber nur weil in diesem Leibe der unsterbliche Geist wohnt, ist der Mensch Herrscher; nimm dieses Geistesleben weg, dann wird sich der Mensch unter den stärkeren Thieren kaum mehr behaupten können.

Im Geiste des Menschen nun liegen die gottverwandten Eigenschaften: der Verstand, der freie Wille, die Unsterblichkeit, welche zu beweisen uns hier zu weit führen würde. So werthvoll aber diese auch sind und so sehr sie den Menschen über die Thiere erheben, so empfing doch der erste Mensch noch etwas weit Höheres, das ihn erst zum vollendeten Ebenbilde, ja zum Kinde Gottes machte. Paulus unterscheidet nämlich (Kol. 3,10. Ephes. 4,24) von der natürlichen Begabung des Menschen etwas, das durch die Sünde Adams verloren ging, durch die Erlösung aber wieder gewonnen wird; er fordert, man solle es sich mit Dem nicht genügen lassen, was vom ersten Stammvater ist geerbt worden, sondern sich erneuern zur Darstellung des Menschen, der nach Gott geschaffen ist in „Gerechtigkeit und Heiligkeit", man solle zurückkehren „zu dem Ebenbild dessen, der den Menschen geschaffen hat". Diese höhere Ausstattung des Menschen heißen die Theologen die übernatürliche Gerechtigkeit und Heiligkeit, weil sie zwar der schönste Schmuck seiner Natur ist, aber doch nicht zu seiner Natur und Wesenheit nothwendig gehörte, sowie etwa ein kostbares Kleid zwar eine Wohlthat und ein Schmuck für den Leib ist, aber doch nicht einen Theil seiner Wesenheit ausmacht.

Die Folge der Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott soll seine Herrschaft über die andern Lebewesen der Erde sein. Der Mensch soll (oder nach dem Hebr. sie, die Menschen als Gattung gedacht, sollen) herrschen über die

Wasser= und Luftthiere, sowie über die Thiere des Festlandes, von denen aber nur das Vieh und die Kriechthiere erwähnt sind, wenn nicht mit der Peschito ein vielleicht verloren gegangenes Wort für das Wild eingeschaltet, oder der Ausdruck Erde hier für „Wild der Erde" oder „des Feldes" erklärt werden soll (s. Anmkg. 83). Man wird dieser Auffassung sich anschließen dürfen, da die Worte „über die ganze Erde" in Mitte der Aufzählung der lebenden Geschöpfe nicht wohl passen. Alle Thiere müssen also den Menschen als ihren Gebieter anerkennen. Diese Herrschaft hat sich indeß wegen der bald begangenen Sünde nicht so entwickelt, wie es nach dem göttlichen Plane hätte geschehen sollen. Vollständig besaß sie nur der erste Mensch auf kurze Zeit. Doch wurde sie durch die Sünde nicht völlig aufgehoben, wie auch das Ebenbild Gottes nicht ganz zerstört wurde. Der Mensch übt sie noch fortwährend wenigstens theilweise, muß sie aber vielfach erzwingen und mit Härte geltend machen (Gen. 9,2), wie er auch nach dem Maaße seiner sittlichen Verwilderung grausam gegen die Thiere wird, die ihrerseits ihm den Gehorsam in dem Grade willig leisten oder boshaft versagen, als der Mensch sich dem Ebenbilde Gottes nähert oder sich von ihm entfernt. Vielen Heiligen gehorchten die Thiere mit der auffallendsten Willigkeit. Besonders wird dies vom hl. Franz von Assisi erzählt.

27. **Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn, Mann und Weib schuf er sie.**[88]

Dieser Vers gibt die Ausführung des gefaßten Beschlußes. Die Darstellung ist gedrängt; die genauere Erzählung des Herganges erfolgt 2,7.18 ff. Zugleich zeigt sich die Sprache freudig gehoben und lebhaft in den drei parallelen Versgliedern. Es ist weniger Adam, auf den die Worte weisen, als die Menschheit überhaupt, deren Ursprung und erste Geschichte

eine darum so erfreuliche ist, weil sie nach dem Bilde Gottes entstanden ist. — Die hl. Schrift lehrt die Entstehung der Menschheit von Einem Paare; darauf gründet sich die Allgemeinheit der Sünde und der Erlösung.[89] In der Naturforschung gilt diese Frage für unentschieden; den Gelehrten, welche die Abstammung unseres Geschlechtes von Einem Paare läugnen, stehen andere entgegen, welche sie behaupten.[90] Die Anhänger Darwins sind für die Einheit des Menschengeschlechtes aus leicht einzusehenden Gründen. Unter diesen Umständen darf wohl hier kurz darüber hinweggegangen werden. Die Tradition der Völker weiß meistens nur von Einem Urmenschen oder Einem Urpaare der Menschheit.[91] — Wie Plato im Symposion,[92] so nahmen auch manche Neuere an, der erste Mensch sei als Androgyn, als Mannweib, in's Dasein getreten, d. h. es seien ursprünglich beide Geschlechter vereinigt gewesen und erst später Individuen getrennten Geschlechtes aufgetreten. Demnach wäre Gottes ursprüngliche Absicht gewesen, immer wieder neue Menschen in der Weise wie den Adam ohne den geschlechtlichen Verkehr entstehen zu lassen; Grund aber zur Trennung der Geschlechter hätte die Wahrnehmung Adams geben können, daß die niedern Geschöpfe als Paare existirten, während er allein dastand (Gen. 2,20), welche eine Art Sehnsucht kundgebende Bemerkung, obgleich sie Gott nicht angenehm war, dennoch den Beschluß veranlaßte: „Laßt uns ihm eine Gehilfin machen". Diese Theorie findet in V. 27 keine Bestätigung, wie man auf den ersten Blick etwa meinen könnte, sondern ihre Widerlegung. Die Worte: „Mann und Weib schuf er sie" gestatten keine andere Deutung, als daß schon Anfangs die beiden Geschlechter getrennt existirten. Es müßte heißen „schuf er ihn", wenn jene Auffassung zulässig sein sollte.

28. Und Gott segnete sie und sprach: Wachset und vermehret euch und erfüllet die Erde und unterwerfet sie

und herrschet über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle Lebewesen, welche sich bewegen auf der Erde.[93]

Da der Mensch geschaffen ist zur Herrschaft über alle niedern Wesen der Erde, diese aber über die ganze Erde verbreitet sind, so muß auch der Gebieter überallhin gelangen. Aber auch die Erde selbst mit ihren Metallen, Pflanzen u. s. f. soll sein Eigenthum werden; er soll sie als sein Königreich nach und nach erobern (kabasch = niedertreten, unter die Füße bringen), und diese Aufgabe bietet ihm Gelegenheit, seine geistigen und leiblichen Anlagen zu entwickeln. Zu all Dem bedarf er der Vermehrung, welche durch den Geschlechtscharakter möglich wird. Darum ergeht der göttliche Segen mit den Worten: Wachset und vermehret euch u. s. w. Dieser Segen umfaßt ein Doppeltes: die geschlechtliche Fortpflanzung, und die Herrschaft über die Erde; zu Beidem wird der Mensch ermächtigt und befähigt. Demnach ist die Ehe eine göttliche Institution und sittlich gut. Übrigens ist nicht jedem einzelnen Menschen die Ehe geboten, wie sich aus dem Beispiele und der Lehre Christi, aus seiner Geburt von einer Jungfrau, aus der Lehre des Paulus (1 Kor. 7) und der steten Anschauung und Praxis der Kirche ergibt. Doch kann angenommen werden, daß im Anfange der Menschheit und nach der Sündfluth die Ehe eine Pflicht für den Einzelnen war, bis sich die Zahl der Menschen vergrößert hatte. Im Allgemeinen ist nur der Menschheit überhaupt die Ehe geboten, dem Einzelnen aber freigestellt.[94] — Der Schluß des Verses (alle Lebewesen . . . .) deutet auf die Landthiere überhaupt, wie das beigesetzte alle und der Gegensatz zu den vorher genannten Wasser- und Luftthieren zeigt.

Es wird hier ein passender Platz sein, um einige Worte über das

Alter des Menschengeschlechtes

einzufügen. Auf die Frage, wie viele Zeit verflossen sein

mag, seit die Menschen angefangen haben, sich über die Erde zu verbreiten, gibt die Naturforschung keine bestimmte Antwort. Nur soviel scheint Mehreren gewiß, daß die Menschen sehr lange Zeit gebraucht haben müssen, um sich bis zum jetzigen Zustande zu erheben. Lyell redet in seinem Werke über das Alter des Menschengeschlechtes (deutsch von Büchner, Leipzig 1867), obgleich mit vielen wenn und aber, von 12,000 Jahren, die man am Nil, und von 50,000 Jahren, die man am Missisippi für das Vorhandensein des Menschen gefunden habe. Viel schneidiger äußert sich sein Übersetzer Büchner (S. 314): „Die natürliche Entstehung des Menschen vorausgesetzt (und jede andere Annahme wurzelt auf dem Gipfel des Unsinns), so kann kein Denkender daran zweifeln, daß eine unberechenbar lange Zeit vergehen mußte, bis es dem menschlichen Wesen gelang, aus seinem niedersten ... Zustande allmählig zum Bewußtsein seiner selbst und seiner Fähigkeit zur Vervollkommnung zu gelangen." Man sieht, wie Voreingenommenheit und Leidenschaft ohne weitere Prüfung entscheidet. Ruhiger urtheilt Peschel (Völkerkunde, S. 40) über die Pfahlbauten, welche bekanntlich einige Zeit die Gelehrten in Athem hielten und weit über die historische Zeit hinaufgesetzt wurden: „Gegenwärtig fehlt es an jeder zwingenden Thatsache, um irgend einen Rest der Pfahlbauerarbeit für älter zu halten, als die Pyramiden am Nil; ja nicht einmal derjenige könnte streng widerlegt werden, der die Hinterlassenschaft der schweizerischen Steinzeit in das zweite Jahrtausend vor Christus versetzen wollte." Andere gehen auch für die ältesten Pfahlbauten oder Seedörfer (lake dwellings) nicht über das Jahr 1000 vor Christus hinauf.[95] — Aehnlich verhält es sich mit den Funden menschlicher Ueberreste in Grabstätten, Höhlen und in den Schlammablagerungen von Flüssen. Viele uralte Grabstätten wurden untersucht, man fand aber nicht etwa Skelette und Knochen von Menschen, welche

den Affen nahestanden, sondern nur von solchen, welche uns durchaus ähnlich waren. In den Höhlen, welche menschliche Ueberreste vermengt mit thierischen und wohl durch Ueberschwemmungen hineingetragen bargen, entdeckte man Doppeltes: a) daß der älteste Mensch in Europa noch mit Thieren zusammengelebt hat, welche gegenwärtig ausgestorben sind, wie das Mammuth, der Höhlenbär, oder die aus den betreffenden Gegenden verschwunden sind, wie das Rennthier, das Bison; b) daß in Europa nicht die keltische Bevölkerung die älteste war, wie man früher annahm, sondern daß vor dieser noch eine bisher unbekannte lebte, welche sich mit steinernen Geräthen behalf und die Metalle nicht kannte. Aber weder das eine noch das andere Ergebniß führt über die historische Zeit hinauf. Das Auswandern oder Aussterben von Thiergeschlechtern insbesondere setzt sich noch gegenwärtig immer fort. So ist z. B. das Elenn für uns ein nahezu fabelhaftes Thier; und doch fand es sich noch bis zum Jahre 1800 in Preußen. Daß ferners die vorkeltische Bevölkerung Europas nicht gar weit zurückreichen kann, ergibt sich daraus, daß man bis jetzt nirgends Spuren von ihr entdeckt hat, die über die jetzige quaternäre Erdperiode hinaufgehen. Den tertiären Menschen vor der „Eiszeit" hat man bisher vergebens gesucht.[96] — Rücksichtlich der Funde menschlicher Spuren in den Ablagerungen von Flüssen ist besonders hingewiesen worden auf den Nil und auf den Missisippi. „In unmittelbarer Nähe des Steinbildes von Ramses II bei Memphis wurde im Nilschlamm aus 39 Fuß (feet) Tiefe ein rothgebrannter Thonscherben hervorgezogen. Seit das Ramsesbild errichtet wurde, nämlich seit 1361 vor Christus etwa, hatte sich um dieses eine Nilschichte von 9 Fuß 4 Zoll angehäuft, und der Maßstab der Alluvialbildung an jener Stelle hat seit 1361 vor Chr. demnach $3^1/_2$ Zoll im Jahrhundert betragen. Wäre also in gleicher Geschwindigkeit jener Töpferscherben vom Nil-

schlamm eingehüllt worden, dann müßten schon 11,646 Jahre vor unserer Zeitrechnung Gefäße aus Thon am Nil gebrannt worden sein." So äußert sich Peschel (Völkerkunde, S. 46). Derselbe gesteht zwar zu, daß die Schlammschichten in den Vertiefungen viel rascher wachsen als an den erhöhten Stellen, so daß vor Errichtung jenes Standbildes das Terrain sich viel schneller kann gehoben haben, als später; aber er meint, „um mindestens 4000 Jahre älter als das Denkmal des großen Ramses müsse jener Scherben aus 39 Fuß Tiefe wohl doch sein." Das klingt nun schon viel bescheidener, als die 12,000 oder gar 24,000 Jahre, welche Lyell (Alter des Menschengeschl., S. 23) für die Menschenspuren im Nilschlamm herausrechnen will. Derselbe Gelehrte sagt (S. 26) bezüglich der Anschwemmungen des Missisippi, welche sich über eine Fläche von 30,000 □ Meilen erstrecken und an einigen Stellen mehrere 100 Fuß dick sind: „In der Nähe von New-Orleans hat man bei der Errichtung von Gaswerken Ausgrabungen gemacht und dabei ein menschliches Skelett gefunden, welches dem Urtypus der rothen indianischen Rasse angehören und nach der Berechnung von Dr. Dowler ein Alter von 50,000 Jahren haben soll." Diese hohen besonders von Lyell eingeführten Chronometer der Urgeschichte mußten sich nun aber jüngst eine bedeutende Reducirung gefallen lassen. Dr. Theodor Kjerulf, Professor der Geologie an der Universität Christiania, der schon früher mit Erfolg gegen die hohen Zahlen protestirt hat, welche man für die allmählige Hebung von Skandinavien aufgestellt hatte, publicirte unlängst eine Schrift,[97] in welcher er (S. 52) für die Füllung des Nildeltas in einer Tiefe von 10 Meter 4000 bis 6000 Jahre und für das Gesammtalter des Deltas des Missisippi (S. 69) 4400 Jahre annimmt. Demnach könnte von einem Widerspruch mit der biblischen Zeitmessung nimmer die Rede sein.

29. Und Gott sprach: Siehe, ich gebe euch alles Samen hervorbringende Kraut über der Erde und alle

Bäume, welche an sich haben Samen ihrer Art, daß sie euch zur Nahrung dienen, 30. und allen Thieren des Landes und allem Geflüge des Himmels und allen (Wesen), die sich bewegen auf der Erde und in welchen lebende Seele ist, (gebe ich) daß sie Nahrung haben. Und es geschah so.[98]

In diesen Versen wird den beseelten Geschöpfen der Erde das große weite Pflanzenreich als Nahrungsgebiet angewiesen. Der lateinische Text ist hier minder deutlich als der hebräische und samaritanische, sowie die syrische und chaldäische Übersetzung. In der Vulgata fehlt nämlich am Schluße nach animа vivens die Bezeichnung herbam virentem, jereq 'eseb, grünes Gras, welche offenbar nothwendig ist. Es wird demnach V. 29 den Menschen und V. 30 den Thieren die Nahrung bestimmt; die Menschen erhalten von den drei Pflanzengattungen (vgl. oben V. 11 und 12) das höhere „Samen hervorbringende Kraut", wie insbesondere das Getreide, und die Frucht der Bäume, die Thiere aber das grüne Gras. Die Thiere sind in drei Klassen aufgeführt: „Thiere des Landes" = die sämmtlichen Quadrupeden, „Geflüge des Himmels" und „alle, die sich bewegen (oder kriechen) auf der Erde" = die Reptilien. Dem Menschen wird auch für die Thiere Mittheilung gemacht, weil er ihr Gebieter ist. Das Präteritum dedi, nathati, muß mit „ich gebe" übersetzt werden; der Hebräer, der kein Präsens hat, gebraucht gerne das Präteritum bei fester Zusicherung.[99]

Vegetabilische Nahrung ist also von Anfang an sowohl dem Menschen als den Thieren[100] zugewiesen worden. Raubthiere kann es also ursprünglich nicht gegeben haben; erst in der Folge der Zeit verderbten sich einige Thiere zu Carnivoren, als nämlich (Gen. 3,17) wegen der Sünde Fluch auf die Erde gelegt worden war. Isaias kündet an (11,7. 65,25), daß dereinst die Raubthiere zur vegetabilischen Nahrung

zurückkehren werden. Dem Einwande, daß ihr ganzer Organismus auf die Fleischnahrung berechnet erscheine, kann entgegnet werden, daß erfahrungsgemäß die fleischfressenden Thiere sich recht wohl an die Pflanzenkost gewöhnen und damit ernähren lassen; aber die Herbivoren (z. B. Pferd, Elephant) können nicht mit Fleischnahrung erhalten werden.

Aber nicht nur für die Thiere, sondern auch für den Menschen war ursprünglich nur Pflanzenkost gestattet, und erst nach der Sündfluth wurde ihm auch Fleischnahrung erlaubt (Gen. 9,3), jedoch keineswegs geboten. Daß die Menschen vor der Sündfluth sich nur von Pflanzenspeisen nährten, wird von den meisten kirchlichen Erklärern angenommen. Pererius[101] hat sich darüber ausführlich verbreitet. Friede war der der vollendeten Schöpfung aufgedrückte Charakter, Friede des Menschen mit Gott und darum auch Friede mit den unter ihm stehenden lebenden Wesen. In den Völkersagen hat sich diese Erinnerung an den ursprünglichen Frieden in der Schöpfung durchweg erhalten. Die griechische und römische Sage weiß zu berichten, daß im Zeitalter des Saturnus noch kein Blut die Erde befleckte, Menschen und Thiere sich vielmehr von Früchten nährten.[102] Die Schonung und Verehrung der Thiere bei den alten Ägyptern und noch heute bei den Indiern scheint auf die ursprüngliche Anordnung Gottes als auf ihren Grund zurückzugehen, welche Jahrhunderte lang als Gesetz galt. Vielleicht klingt sogar von den Zuständen der Urzeit in unserer Gegenwart noch Einiges nach. Die Pflanzennahrung von der Erde zu nehmen und für sich zu verwenden, widerstrebt wohl Niemanden; dagegen empfinden sehr viele Menschen einen unbesiegbaren Widerwillen gegen die Schlachtung der Thiere, und Manche müßten sogar auf die Fleischnahrung verzichten, wenn nicht Andere das blutige Werk der Tödtung übernehmen würden. Auch in dem kirchlichen Abstinenzgebote, dem freilich immer mehr Milderungen

abgetrotzt werden, liegt noch eine Andeutung, daß an und für sich die Pflanzennahrung dem Wohle des Menschen entsprechender ist, als die thierische Kost.

Wenn Gott dem Menschen die Vegetabilien als Nahrung anwies, so geschah dies sicher im Einklang mit der menschlichen Organisation. In der That hatten die Menschen vor der Sündfluth keinen Schaden von dem Mangel an Fleischkost; vielmehr erreichten sie dabei ein fast fabelhaftes Alter von mehreren Jahrhunderten. Dagegen nahm nach der Sündfluth, als die Benützung thierischer Nahrung war gestattet worden, welche vielleicht früher schon als vereinzelter Mißbrauch vorgekommen war, die menschliche Lebensdauer rasch ab. So scheint für alle Zeiten die Pflanzenkost die dem menschlichen Organismus zuträglichste Nahrung zu sein. Jene, die aus ascetischen Gründen oder um der Gesundheit willen des Fleischgenusses sich enthalten und nur Vegetabilien genießen, haben es erfahrungsgemäß nie zu bereuen; Leib und Geist befinden sich wohl dabei. Man denke an so viele Heilige, welche bei Pflanzenkost ungeachtet großer Anstrengungen ein hohes Alter erreichten, wie Antonius, Hilarion, Augustinus, Philipp Neri u. v. A.; ferners an die Orden der Trappisten, Karthäuser, Camaldulenser, unter denen sich trotz ihrer strengen Lebensweise oft die rüstigsten Greise finden. Auch stehen erfahrungsgemäß die Arbeiter, welche sich von Vegetabilien nähren, an Körperskraft, Ausdauer und Leistungen den Fleischkost genießenden nicht nach. Solche sind z. B. die von Reis lebenden Chinesen und die Polenta essenden italienischen Ziegelarbeiter.

Die Sache hat auch eine nicht unwichtige social-moralische Seite. Die menschliche Nahrung ist nicht ohne Einfluß auf das geistige Leben, das mit dem leiblichen verbunden ist. Wie bei der Schöpfung Gott selbst die Nahrung ordnete, so wurden auch beim Abschluß des alten Bundes bestimmte Speisegesetze gegeben; und beim Abschluß des neuen Bundes

wurde sogar die hl. Eucharistie in der Gestalt von Nahrungsmitteln eingesetzt. Die Nahrung geht in das Blut über, in dem (nach Lev. 17,11) die Seele ist und aus dem sich der menschliche Leib aufbaut und erhält. Die milde Pflanzenkost erhält erfahrungsgemäß die Säfte reiner und das Blut in leichterer Circulation, als die reizende, aufregende Fleischnahrung, von welcher Manche behaupten wollen, daß sie die Entfesselung der Leidenschaften fördere. Der Genuß geistiger Getränke ferner ist durchweg mit der Fleischkost verbunden; ein Reiz ruft den andern hervor. Da nun die Genußsucht überhaupt, namentlich aber der sich so leicht zur Unmäßigkeit steigernde Genuß der alkoholhaltigen Getränke eine Hauptquelle der gegenwärtig stets zunehmenden Verarmung des Volkes und der meisten Verbrechen ist, so scheint es in der That wünschenswerth, daß eine allmählige Rückkehr zu der von Gott dem Menschen ursprünglich zugewiesenen Pflanzennahrung stattfinden möchte.

Gegen diese Anschauungen wird Manches eingewendet Insbesondere wird gegen die Behauptung, daß vor der Sünde keine Raubthiere existirten, geltend gemacht, daß die versteinerten Reste urweltlicher Thiere den Raubcharakter einiger Arten beweisen; namentlich sollen die großen Saurier der Urzeit Raubthiere gewesen sein, indem sie sich meistens von Fischen nährten. Darauf kann gesagt werden, daß der biblische Text in V. 29 von den Wasser- und Schlammthieren und ihrer Nahrung Nichts erwähnt, so daß ein Widerspruch zwischen Bibel und Naturforschung hier nicht vorhanden ist. Sollte indeß die Naturwissenschaft je zu beweisen vermögen, daß schon vor dem Entstehen des Menschen Thiere einander mordeten, so würde auch dies Nichts verschlagen. Die Bibel sagt nur, daß Gott nach dem Auftreten des Beherrschers der Thierwelt das Gesetz des Friedens über die Schöpfung aussprach. Über das frühere Verhalten der Thiere gegen einander spricht sie sich nicht aus.

Andere Einwände gegen die obige Auseinandersetzung siehe in den Anmerkungen.[103]

Den Schluß des Hexaëmeron gibt die Bibel mit den Worten:

31. Und Gott sah Alles, was er gemacht hatte, und es war sehr gut. Und es ward Abends und Morgens, der sechste Tag.[104]

Der göttliche Urheber überblickt sein ganzes mit der Schaffung des Menschen abgeschlossenes Werk und findet es völlig seiner Idee entsprechend. Darum heißt es sehr gut. „Als es sich, sagt der hl. Augustinus, um die einzelnen Tage handelte, hieß es bloß: Gott sah, daß es gut war. Da nun aber von Allem die Rede ist, genügt das gut nicht mehr, sondern es wird gesagt sehr gut."[105] Damit ist aber nicht ausgesprochen, daß die Welt das Vollkommenste alles Möglichen sei, so daß Gott nichts Besseres mehr zu schaffen vermöchte. Thomas von Aquin erklärt, man dürfe zwar nicht sagen, Gott könne die Welt besser (melius als Adverbium) d. h. mit größerer Weisheit und Macht schaffen, wohl aber, Gott könne noch Besseres (melius als Substantiv), als die gegenwärtige Welt schaffen.[106] Auch ist mit dem „sehr gut" kaum gesagt, daß die Welt und die Erde insbesondere keiner Vervollkommnung mehr fähig war, daß sie schon die höchste Stufe ihrer Vollkommenheit erreicht hatte; vielmehr würden wohl die irdischen Verhältnisse unter Leitung des Menschen sich mehr und mehr noch günstiger entwickelt haben, wenn er nicht gesündigt hätte. Dagegen gibt uns das wiederholte „gut" und „sehr gut" die Versicherung, daß ursprünglich das moralisch Böse in der Schöpfung nicht vorhanden war, sondern daß darin Alles dem Willen Gottes entsprach.[107]

Der siebente Tag. II. 1—3.

Der Schöpfungssabbath.

1. Also sind vollendet worden der Himmel und die Erde und all ihre Zier. 2. Und es vollendete Gott am siebenten Tage sein Werk, das er gemacht hatte, und er ruhte am siebenten Tage von dem ganzen Werke, das er vollbracht hatte. 3. Und er segnete den siebenten Tag, und heiligte ihn, weil er an ihm abgelassen hatte von all seinem Werke, welches Gott geschaffen hat dadurch, daß er thätig war. [108]

Diese drei Verse würden passender Weise noch zum ersten Capitel gezogen, da sie die Erzählung von der Schöpfung beenden, während mit dem vierten Verse ein neuer Abschnitt eingeführt wird. Die Capiteleintheilung der Bibel stammt bekanntlich erst aus dem Mittelalter. Im Ganzen dem Inhalte wohl angemessen ist sie dann und wann auch mangelhaft.

V. 1. Der Sinn dieses Verses ist: Endlich erreichte das Schöpfungswerk seinen Abschluß. Himmel und Erde und Alles, was Himmel und Erde an Geschöpfen enthalten, ist, von Gott hergestellt, nun sich selbst überlassen worden, daß es nach den von Gott gegebenen Naturgesetzen sich in Mannigfaltigkeit weiter entwickle und seine Aufgabe erfülle. Damit sowie mit der folgenden „Ruhe" Gottes ist aber nicht gesagt, daß Gott sich von der Schöpfung völlig zurückgezogen und entfernt habe, daß er sich weiter um sie nicht mehr kümmere, sondern nur, daß er nicht mehr *schöpferisch* eingriff, nicht mehr Neues aus Nichts hervorbrachte. [109] Auch ist damit nicht gesagt, daß fortan die Naturgesetze eisern, undurchbrechbar auch für Gott seien, sondern nur, daß sie die *Regel* des geschöpflichen Seins und Wirkens bilden; der sie aber gegeben hat, kann sie auch um eines übernatürlichen

Zweckes willen in Ausnahmsfällen aufheben, suspendiren d. h. Wunder wirken.

„All ihr Heer“, zeba'am im hebr. Texte, haben die Sept. (zaba' von zabah glänzen, leuchten herleitend) mit πᾶς ὁ κόσμος αὐτῶν übersetzt, und darnach hat auch die Vulgata omnis ornatus statt omnis exercitus. Gemeint ist die große Zahl der Himmel und Erde erfüllenden einzelnen Geschöpfe. Das Heer des Himmels wird auch sonst öfter erwähnt; bald werden die Gestirne, bald die Engel damit bezeichnet.[110] Man wird daher beiderlei Geschöpfe darunter verstehen müssen. Das Heer der Erde besteht aus den Pflanzen, Thieren und besonders aus dem Menschengeschlechte, das sich nun bald vermehren sollte.

V. 2. „Gott vollendete sein Werk am siebenten Tage.“ Hat aber Gott sein Werk nicht schon am sechsten Tage vollendet? In der That lesen die Sept., der samaritanische Text sammt der Übersetzung und die Peschito: „am sechsten Tage“. Dagegen hat die Vulgata mit dem hebr. Texte und Onkelos: „am siebenten“. Dies ist auch das allein Richtige. Der siebente Tag gehört noch wesentlich zum Schöpfungswerke wie die Frucht zum Baume, der Lohn zur Arbeit, der Triumph zum Siege. Gott thut Alles um Seiner selbst willen (Sprichw. 16,4: Alles hat der Herr um Seinetwillen gethan). Als der Allerhöchste und als Inbegriff aller Güte ist er dies sich selbst schuldig, wogegen das Geschöpf allerdings fehlt, wenn es die eigene Ehre anstrebt, weil sie ihm nicht gebührt. Die Frucht nun, die Gott in dem ganzen Aufbau der Schöpfung erreichen wollte, besteht in der liebenden Hingabe und Verehrung des nach seinem Ebenbilde geschaffenen Menschen. Dieser soll immer sechs Tage lang die schaffende Thätigkeit Gottes nachahmen, den siebenten Tag aber der stillen Verehrung seines Gottes weihen und darum seine Arbeit ruhen lassen, wie „Gott am siebenten Tage ruhte.“

Diese Ruhe Gottes geht natürlich nicht aus einer Ermüdung hervor, sie ist auch nicht ein bloßes Aufhören der schaffenden Thätigkeit, sondern sie ist der selige Genuß der unendlichen Vollkommenheit Gottes, die innige Verehrung, die das göttliche Wesen in drei Personen sich selbst zollt. Diese positive Seite ist noch viel wichtiger, als die negative der Einstellung des Schaffens. An dieser herrlichen und beseligenden Sabbathfeier will Gott auch den Menschen theilnehmen lassen, vorerst zeitlich, dann ewig.

V. 3. Zu diesem Zwecke „hat Gott den siebenten Tag gesegnet und geheiligt.“ In dieser Segnung und Heiligung liegt das Werk des siebenten Tages. Obgleich Gott am siebenten Tage ruhte, wollte er doch aus diesen noch ganz besonders durch eine Wohlthat für die Geschöpfe auszeichnen. Die Segnung ist stets die Mittheilung von Gütern; je höher und mächtiger der Segnende dasteht, desto sicherer und umfassender sind auch die mitzutheilenden Güter. Der gewöhnliche Mensch kann Andern nur Güter wünschen. Mehr Gewicht hat der Segen des Vaters, des Priesters, weil er als solcher Gott näher steht, an seiner Auctorität und Macht irgendwie theilnimmt. Wenn aber Gott selbst segnet, so ist die Mittheilung von bestimmten Gütern gewiß und bleibend. Schon ist über einzelne Klassen der Geschöpfe ein besonderer Segen ergangen; anstatt nun über die ganze Schöpfung noch einen Gesammtsegen zu sprechen, will Gott Einen Tag für die Dauer segnen, so daß die Geschöpfe an ihm eine immerfließende Quelle der Freude und Erquickung haben. Es dürfen auch die niedern Geschöpfe an dem Sabbathsegen theilnehmen (Exod. 20,10), doch ist er vorzugsweise dem Menschen bestimmt. Jene sollen nur irdisch ruhen, der Mensch aber soll zugleich ruhen in Gott, aus dem sein höheres Sein entsprungen ist und zu dem einst sein Geist zurückkehren soll (Pred. 12,7), um sich ewig am höchsten Gute zu erfreuen.

Diese positive Seite der Sabbathfeier wurde auch nie übersehen; wie im neuen, so galt es auch schon im alten Bunde als Pflicht, am Sabbath gottesdienstliche Versammlungen zu halten. Obgleich im mosaischen Gesetze nicht ausdrücklich vorgeschrieben, war dies allgemeine Observanz.

Die Heiligung des siebenten Tages hat den Sinn, daß er von den übrigen Tagen ausgeschieden zum speciellen Eigenthum Gottes erklärt wurde. Gehört er nun Gott, so darf er zu profanen, irdischen Geschäften nicht verwendet werden, sondern nur für Gott. Er fordert einen speciellen Dienst Gottes in religiöser Hingabe, in liebender Verehrung; denn nur eine solche Feier des siebenten Tages spiegelt die selige Ruhe ab, die Gott in sich selbst genießt.

Gegen diese Auffassung der Sabbathfeier kann eingewendet werden, daß das hier gebrauchte hebr. Wort für ruhen schabath, wovon (das zuerst Exodus 16,23 vorkommende) schabbath herzuleiten ist, nur „aufhören, ablassen von einem Werke, Stillstand machen“ bedeute. In der That ist schabath (ruhen), sicher verwandt mit schabat (stehen, stecken) und dem arab. thabat (fest, unbeweglich sein). Auch Josephus Flavius erklärt schabbath mit „Aufhören von jeglichem Werke.“ [111] Indeß ist zu beachten: 1. Schabbath sagt mehr als schabath; jenes ist das Intensivum, drückt also eine irgendwie gesteigerte, eigenartige Ruhe aus. Die Deutung, daß schabbath nur so viel sei als „Feierer d. h. stiller ganz ruhiger Tag“ (Keil, bibl. Alterthumskunde I. S. 464), entspricht nicht dem Wesen und der Würde des Ebenbildes Gottes; das absolute Stillsein kann nur den Leib angehen, der Geist des Menschen aber verlangt nach Gott (Ps. 41,2). Die Ruhe ist nur die niedere Seite, die Grundlage der Hingabe an Gott. Die bloße dumpfe Ruhe könnte den Menschen nicht befriedigen, nicht erfreuen, und doch sollte der Sabbath (Is. 58,13; Osee 2,11; 1 Macc. 1,41) ein Tag der Freude

sein. 2. Der Hebräerbrief lehrt (Cap. 3 und 4) mit Berufung auf unsere Stelle und auf Ps. 94,11, daß die Sabbatruhe der Menschen endlich eine Theilnahme an der Ruhe Gottes werden solle; wie die Israeliten in Kanaan ausruhen sollten im Genuße der Güter dieses Landes von den ägyptischen Mühsalen, so sollten dereinst alle Kinder Gottes nach den Mühen dieses Lebens die ewige Ruhe Gottes mitgenießen. Demnach erscheint die zeitliche Sabbathfeier als Vorbild der himmlischen Seligkeit. Ist diese von der Anschauung Gottes (Matth. 5,8) und seinem freudenvollen Dienste (Apok. 7,15 ff.) bedingt, so erscheint es unerläßlich, daß auch der irdische Sabbath gottesdienstlich gefeiert werde.

Eigenthümlich lautet der Schluß des 3. Verses: Gott hatte abgelassen von all seinem Werke, das er geschaffen hatte „ut faceret“ — hebr. „la'asoth“. Der Sinn kann nur sein = faciendo d. h. indem er hiebei thätig war, sich nicht jener Ruhe überließ, wie am siebenten Tage.[112]

Auf die Frage, wie lange der siebente Tag gedauert habe, läßt sich ebenso wenig eine bestimmte Antwort geben, als bezüglich der Dauer der sechs vorhergehenden Tage. Von dem Sabbath heißt es nicht mehr: „Es wurde Abends und Morgens, der siebente Tag“. Der hl. Augustinus sagt daher (am Schluße seiner Bekenntnisse): „Der siebente Tag ist ohne Abend, hat keinen Untergang, weil Du ihn geheiligt hast zu immerwährender Dauer“. Wie man sieht, redet er nur von dem Sabbath Gottes, der ewig dauert, und der menschliche Sabbath erscheint ihm demnach nur als zeitliche Darstellung der himmlischen Sabbathruhe. Aber zur Ausmittelung der Dauer des ersten Sabbathes des neugeschaffenen Menschenpaares fehlen uns alle sichern Anhaltspunkte. Zu vermuthen ist, daß er nur die gewöhnliche Tageslänge hatte, da er nicht mehr den vorgehenden gleich geschildert ist. Nachdem jetzt der Mensch aufgetreten ist,

hören die Tage des Schöpfers auf und die der Menschen von kurzer Dauer nehmen ihren Anfang. — Weiter ist es sehr wahrscheinlich, wenn nicht gewiß, daß an diesem Tage die Gottesverehrung ihren Anfang nahm. Die ersten Menschen waren eben in's Dasein getreten; aber sie waren nicht Zeugen der Schöpfungsvorgänge gewesen. Sollten sie, die Ebenbilder Gottes, ihre Stellung und Aufgabe begreifen, so mußte Gott sie belehren d. h. ihnen mittheilen, daß und wie sie und Alles ringsum von Gott herstammten und daß sie daher auch mit der ganzen Schöpfung Gott gehörten und ihm dienen und huldigen müßten. Was konnte die Folge dieser Belehrung anders sein, als daß die Lieblinge Gottes vor dem höchsten Wesen niedersanken, in dankbarer Huldigung Ihm Liebe und Treue gelobten und so den ersten Gottesdienst feierten. (Ähnliches ist nach Job. 38,7 auch von Seite der Engel schon bei Herstellung der Erde geschehen.)

Nun wird schließlich noch zweierlei klar: woher der Schöpfungsbericht stammt, und wann die Sabbathfeier angeordnet wurde.

Der Schöpfungsbericht ist nicht bloß so alt, wie die israelitische Geschichte; er geht über Moses und die Patriarchen hinauf bis Adam, der seine Nachkommen belehren mußte. Da die Schreibekunst schon längst vor Moses bekannt war, wie die ägyptischen Denkmäler zeigen, so mag er, Anfangs mündlich fortgepflanzt, schon im Zeitalter der Patriarchen aufgeschrieben worden sein. Der Verfasser der Genesis setzte diese altehrwürdige Urkunde an die Spitze seines Geschichtswerkes, fügte ihr aber (Cap. 2,4 ff.) Ergänzungen aus der mündlichen Tradition oder andern Aufschreibungen bei. [113]

Das Gebot der Sabbathfeier ferners ist so alt wie die Menschheit. Dieser Annahme wird vielfach widersprochen; die meisten Neuern, namentlich die Protestanten, erklären die Sabbathfeier für ein erst den Israeliten am Sinai gegebenes

Gebot, weil von einer vormosaischen Sabbathfeier Nichts bekannt sei. Hätten, sagt man, die Israeliten davon schon gewußt, so hätten sie sich (Exod 16,22) nicht wundern dürfen, daß am siebenten Wochentage das Mannasammeln in der Wüste untersagt wurde. Indeß zeigt jener Vorgang nur, daß den Israeliten in der heidnischen Umgebung die Beobachtung des Sabbathes aus der Übung und dem Gedächtnisse gekommen war. Daß aber die Vorschrift, den Sabbath zu halten, schon vorhanden war und zu Recht bestand, ergibt sich aus dem Tadel des Volkes (Exod. 16,28): „Wie lange noch wollt ihr meine Vorschriften und mein Gesetz außer Acht lassen?" Dahin deutet auch die Vorschrift (Exod. 20,8): „Gedenke, daß du den Sabbath heiligest."

Die Kirche feiert statt des Sabbathes den Sonntag, statt des siebenten Tages den ersten. Dieser Gebrauch geht bis zu den Aposteln zurück. 1 Kor. 16,2 sagt Paulus: „Am ersten Tage der Woche lege jeder von euch etwas für sich zurück, was ihm gutdünkt", nämlich als Almosen. Apg. 20,7 heißt es: „Am ersten Wochentage, als wir zum Brodbrechen versammelt waren, redete Paulus zu ihnen, und da er am folgenden Tage abreisen wollte, verlängerte er die Rede bis Mitternacht." Das Brodbrechen war sicher die gottesdienstliche Feier, wie auch der Gedanke nahe liegt, daß Paulus wegen der Sonntagsruhe die Abreise verschoben hatte. Justinus der Martyrer sagt in seiner (um 140 n. Chr. entstandenen) ersten Apologie (Cp. 67): „Wir kommen am Sonntag zusammen (zum Gottesdienste), sowohl weil dies der erste Tag ist, an welchem Gott, indem er die Finsterniß und die Materie umgestaltet, die Welt erschaffen hat, als auch, weil an eben diesem Tage Jesus Christus, unser Heiland, von den Todten auferstanden ist." Die Ursache also, warum man statt des Sabbathes den Sonntag als den Tag der gottesdienstlichen Feier und damit auch als Ruhetag wählte,

liegt in der Auferstehung Christi, welche als Vollendung des Erlösungswerkes sich darstellt. Die Erlösung ist aber für uns eine noch viel größere Wohlthat als die Schöpfung. Auch soll durch die Feier des Sonntages statt der des Sabbathes die Freiheit der Christen von dem Joche des mosaischen Gesetzes kundgegeben werden. — Es kann gefragt werden, ob es erlaubt war, die Bestimmung Gottes, daß der siebente Tag ihm geheiligt sei, abzuändern, statt des siebenten den ersten Tag zu feiern und den Sabbath für den neuen Bund aufzuheben? Darauf ist zu antworten, daß Gott selbst, indem er die Vollendung der Erlösung am ersten Wochentage geschehen ließ, diesen Tag faktisch geheiligt und dem Sabbath vorgezogen hat; ferners, daß die Kirche den Sabbath nicht aufgehoben, sondern nur die Art und Weise seiner Heiligung auf den Sonntag verlegt hat. Der Sabbath gilt auch in der Kirche noch als Gedenktag der Schöpfung und als hervorragend, weßwegen er auch in der Kirchensprache neben dem Sonntag, dominica, immer noch seinen eigenen Namen sabbatum führt, während die übrigen Tage als feriae bezeichnet werden.

Anmerkungen.

1) Gleichlautend mit der Vulgata haben den ersten Vers der hebräische und samaritanische Text, dann die chaldäische Übersetzung des Onkelos und die Peschito. Die Septuaginta sagen: „Im Anfange machte (ἐποίησεν) Gott den Himmel und die Erde.“ Die arabische Übersetzung des Saadias Gaon: „Das Erste, was Gott erschuf (chalaqa), war der Himmel und die Erde.“

2) S. Thomae Aqu. Summa I. qu. 46. art. 2. „Mundum non semper fuisse sola fide tenetur et demonstrative probari non potest.“

3) Vgl. Pianciani, Erläuterungen zur mosaischen Schöpfungsgeschichte. Regensburg, 1853. S. 81.

4) Mit Unrecht sagt Knobel (Erkl. der Genesis, Leipzig, 1852, S. 8) und Gesenius (Thesaur. I. p. 236), der Verfasser des Buches der Weisheit nehme 11,19 eine ewige Materie an. Was dort dargelegt wird, ist nur von der sogenannten creatio secunda, von der Ausgestaltung der geschaffenen Materie, zu verstehen. Der Verfasser weist nämlich darauf hin, daß Gott, der aus dem Anfangs unterschiedslosen Stoffe (ἐξ ἀμόρφου ὕλης) so viele Thiere nach und nach geschaffen hat, recht wohl im Stande gewesen wäre, die Ägypter durch große Thiere, Löwen u. dgl. zu strafen, da sie große Thiere verehrten, daß sie aber durch kleine Thiere gezüchtigt wurden. — Wenn die Materie ungeformt genannt wird, so ist damit nur gesagt, was auch unser Bericht enthält, daß allmählig aus dem vorhandenen Stoffe lebende Wesen gebildet wurden, nicht aber, daß dieser Stoff unabhängig von Gott von Ewigkeit her existirt habe Dem Verfasser schwebte offenbar der mosaische Bericht vor.

5) Athanasius adv. gent. No. 34. 37.

6) Plato lib. 10. de legibus.

7) Vgl. Catech. Rom. I. cap. 2. quaestio 23.

8) Wie das arabische bara' zunächst heißt: mit der Axt oder sonst seinem Werkzeug bearbeiten, so ist die Grundbedeutung des hebr. bara' schnitzen, woraus dann (zwar nicht im Kal, aber im Piel) die Bedeutung des Bildens sich ergibt. Damit ist allerdings noch kein Hervorbringen aus Nichts bezeichnet, aber der Sprachgebrauch entscheidet dafür. Bara' steht hier, dann Gen. 2,4; 5,1.2; 6,7; 14,19; Ps. 32,9; 148,5 von Erschaffung der Welt; — Gen. 1 27; Deut. 4,32; 32,6; Mal. 2,4 von Erschaffung des Menschen; — Deut. 26,19; Ps. 101,19

von Erschaffung der Völker; — Deut. 4,19; Js. 40,26 von Hervorbringung der Gestirne; — Ps. 88,13 von Schaffung des Windes und Meeres. Vgl. Ps. 50,12: ein reines Herz schaff mir; Jer. 31,22: der Herr schafft etwas Neues im Lande.

9) Πίστει νοοῦμεν, κατηρτίσθαι τοὺς αἰῶνας ῥήματι Θεοῦ εἰς τὸ μὴ ἐκ φαινομένων τὸ βλεπόμενον γεγονέναι.

10) Ausführlicheres hierüber s. Stimmen aus Maria Laach, XII.

11) Häckel, natürliche Schöpfungsgeschichte, 5. Aufl., Berlin 1874, S. 17.18: „Die Zweckmässigkeit (in der Schöpfung) existirt nicht, so wenig, als etwa die vielgerühmte Allgüte des Schöpfers. Es findet sich kein gemüthliches und friedliches Beisammensein, wie es die Güte des Schöpfers den Geschöpfen hätte bereiten müssen, vielmehr überall ein erbitterter Kampf Aller gegen Alle."

12) Auch das johanneische ἐν ἀρχῇ 1,1 hat nicht den Sinn: von Ewigkeit her. Johannes weist vielmehr zurück auf Gen. 1,1 und will sagen: Im Anfange, als Gott die Welt schuf, wurde nicht etwa auch das Wort geschaffen, vielmehr war es damals schon, es ist ja ungeschaffen.

13) Knobel faßt das bᵉre'schith adverbial (zuerst, anfänglich), da im Anfang heißen müßte bare'schith. Diese Anschauung geht im Grunde auf dasselbe hinaus. Aber die substantivische Fassung ist sprachgesetzlich nach Ewald auch möglich. S. Keil, Erklärung der Genesis, S. 18.

14) 'Olam (saeculum) haben erst die Späteren und die Targumisten, tebel heißt nur Erdkreis, und cheled heißt die Welt als schnellhinfließende Zeitlichkeit, also nicht als Weltganzes.

15) Vgl. s. Thomae Aq. Summa I. qu. 66. art. 3.

16) Later. IV. cp. 1. qui sua omnipotente virtute simul ab initio temporis utramque de nihilo condidit creaturam, spiritalem scilicet et corporalem.

17) S. Thomae Aq. Summa I. qu. 61. art. 4. Übrigens kann die gegentheilige Ansicht wegen des Ansehens griechischer Väter, die sich dafür aussprechen, nicht für häretisch erklärt werden. Das 4. Lateran-Concil wollte in dem cit. Ausspruche diese Frage nicht entscheiden. — Zu beachten ist auch, daß der Menschengeschichte eine Engelgeschichte mit der Ausscheidung der Bösen von den Guten vorangegangen sein muß und daß sie beim Auftreten des Menschen längst muß abgeschlossen gewesen sein; die Paradiesesschlange ist der Beweis dafür. Das 3. Capitel der Genesis spricht daher auch für die Deutung, daß der „Himmel" V. 1 die Engel einbegreife, sowie für die Annahme, daß die sechs Tage der Schöpfung längere Perioden sind.

18) Vgl. Pianciani S. 250 ff.

19) F. v. Hummelauer S. J., der biblische Schöpfungsbericht. Freiburg 1877. S. 26.

20) Die Kant-Laplace'sche Theorie über die Entstehung unseres Sonnensystems, gegenwärtig wohl allgemein von den Naturforschern angenommen, scheint der Bibel in Nichts zu widersprechen. Nach ihr war einst die Sonne vereinigt mit den Planeten eine ungeheure Dunstkugel, deren Ausdehnung mindestens bis zur Neptunsbahn d. h. bis zur Bahn des äußersten uns bekannten Planeten reichte. Sie war in raschester Bewegung um ihre Achse. Da sie sich allmählig abkühlte und damit zusammenzog, lösten sich in Folge der starken Centrifugalkraft Körper los, welche nun in der gleichen Richtung und mit derselben Geschwindigkeit um die Kugel sich bewegen mußten, wie diese selbst zu rotiren fortfuhr. Diese durch Losreißung entstandenen Kugeln sind die Planeten; an ihnen konnte sich im kleinern Maßstabe das Gleiche wiederholen, indem durch Ablösung kleinerer Massen Monde entstanden, die sich in derselben Weise um ihre Achse und ihren Planeten und mit diesem um die Sonne bewegen mußten. Wie die Sonne und andere größere Himmelskörper noch jetzt feuerflüssig sind, so war einst auch die Erde ein glühender Gasball. In Folge der niedrigen Temperatur des Weltraums muß unser Planet sich mehr und mehr abgekühlt haben, so daß eine anfänglich dünne und allmählig dichtere Rinde sich an ihm bildete, während das Innere feuerflüssig blieb. Jedoch ist die Erstarrung der Erde noch nicht so weit gediehen, wie an den kleinen Himmelskörpern, z. B. an unserm Monde, der längst völlig erstarrt ist. Daß das Erdinnere noch jetzt feuerflüssig ist, ergibt sich aus der Zunahme der Temperatur mit der Tiefe.

21) So nach dem hebr., samar. und Vulgata-Text. Sept.: Die Erde aber war unsichtbar und ungeordnet, und Finsterniß war über dem Abgrunde, und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser.

22) hajethah dürfte besser mit ἐγένετο, wurde, ward übersetzt werden, als mit war; hajah ist nicht = εἶναι, esse, sondern γίγνεσθαι, exsistere. Der Sinn ist nämlich: Zunächst wurde die Erde noch nicht zum vollendeten Zustande erhoben, sie wurde zuerst etwas Leeres.

23) Die Worte tohu vahobu, dem Laut und der Bedeutung nach einander ähnlich, wurden von den alten Übersetzern verschieden gegeben. Sept.: unsichtbar (weil ohne Licht) und ungeordnet; Aquila: Eitelkeit und Nichtigkeit (κένωμα καὶ οὐθέν); Symmachus: Leere und Nichtigkeit (κενὸν καὶ οὐθέν); Theodotion: leer und Nichts; Trg. des Onkelos: öde und leer; Jonathan: leer von Menschen und Thieren.

24) Unter den Alten sind für diese Auffassung Onkelos („ein Hauch von Gott weg war wehend", ähnlich Jonathan), Saadia („Winde Gottes wehten über dem Wasser"), Tertullian, Theodoret; unter den Neueren Vater, Rosenmüller.

25) Hom. 3. in Gen.

26) Catech. Rom I. 2. 23.: In scripturis sacris legimus de Filio: »omnia per ipsum facta sunt« et de Spiritu sancto: »Spiritus Dei ferebatur super aquas.«

27) In der Taufwasserweihe heißt es: Deus, cujus Spiritus super aquas inter ipsa mundi primordia ferebatur, ut jam tunc virtutem sanctificationis aquarum natura conciperet. Im Hymnus wird die dritte göttliche Person als Creator Spiritus angerufen, und im Symbolum nennt ihn die Kirche Dominum et vivificantem.

28) m^e^rachepheth ist Part. Piel fem. von rachaph. Dieses Wort (verwandt mit racham und rechem) heißt eigentlich weich sein und im Piel: weich oder zart behandeln = hegen, pflegen. Daher wird es Deut. 32,11 vom Adler gebraucht, der schützend über seinen Jungen schwebt. Das Wort findet sich auch im Arabischen und Syrischen in der gleichen Bedeutung. Besonders häufig ist es im Syrischen, wo Ephräm es gebraucht für: hegen, schützen, wärmend und belebend sich niederlassen, dann auch geradezu wie richam für: erbarmen (Gesen. thes. III. 1283). Die Vulg. gab es mit ferebatur, die Sept. ἐπεφέρετο, die Peschito behält den hebr. Ausdruck (m^e^rachpho').

29) Hom. 2. in hexaëm.

30) Quaest. hebr. in Gen.

31) Summa I. qu. 74. art. 3. ad 4.

32) Auch andere christliche und jüdische Gelehrte, z. B. Maimonides. S. Pianciani S. 174.

32) „Was das Licht ist, wissen wir nicht. Wir können nur seine Eigenschaften erforschen, und diese haben es uns als sehr wahrscheinlich erkennen lassen, daß ein gewisses, unendlich feines, im Raum verbreitetes Fluidum, der sogen. Äther, durch die Körper, welche wir leuchtende nennen, in Wellenbewegungen versetzt werde und daß wir diese Bewegung als Licht empfinden. Das Wesen, die Grundursache des Lichtes ist uns völlig unbekannt . . ." „In welchem Stadium der Weltentwicklung der Proceß der Lichtentwicklung begann, darüber kann die Naturforschung Nichts aussagen." Fr. Pfaff, Schöpfungsgeschichte, 3 Aufl., S. 746.

34) So im Wesentlichen alle Texte.

35) Andere Stellen sind: Ps. 4,7; 35,10; 42,3; 55,14; 98,16. Js. 2,5; 9,2; 60,3. Eccli 24,6. Luk. 2,32; 16,8. Joh. 1,8. 9. 1. Thess. 5,5. 1. Tim. 6,16.

36) Basilius, hom. 2. in hexaëmeron. Auch Gregor von Nyssa, Ephräm, Ambrosius sind dieser Anschauung. (Citirt bei Pianciani S. 118.)

37) Hebr., Samar., Onkelos, Peschito: „Und er nannte das Licht Tag und die Finsterniß nannte er Nacht. Und es wurde Abend, und es wurde Morgen, ein erster Tag.“ ('Echad heißt einer, aber auch erster. Sehr häufig werden im Hebr. statt der Ordinalia die Grundzahlen gebraucht. Ähnlich 2,11; 8,5. 13. Vgl. Matth. 23,1 und Joh. 20,1). Sept. ebenso, nur am Schluß: ἡμέρα μία, ein Tag. Saad. umschreibt: Und es nannte Gott die Zeiten des Lichtes Tag und die Zeiten der Finsterniß Nacht, und nachdem vorübergegangen waren die Nacht und der Tag, ein Tag . . .

38) Ebenso ist das arab. jôm = Tag mit chami = heiße Temperatur verwandt, während anderes Heißsein suchn bedeutet.

39) 'Ereb = Abend hat die Bedeutung von Dunkelheit, Schwärze. 'Arab heißt schwarz sein (wie das arab. ġarab; ġorub es-schems Untergang der Sonne, ġorab, Rabe). Boqer = Morgen dagegen ist = Durchbrechen (des Lichtes), da es von baqar = spalten, theilen kommt. Es erscheint demnach das Licht als das Stärkere, da es die Finsterniß immerfort durchbricht.

40) Taciti Germania 11.

41) Caesar de bello gall. 6,18.

42) Über die Erklärung von jom s. Bosizio Hexaëmeron und Geologie S. 365 ff. Die Meinung von Pianciani, Mutzl, Marcel de Serres, jom bedeute überhaupt Zeit oder einen unbestimmten Zeitraum, ist dort mit Recht als gänzlich unhaltbar erklärt.

43) Es ist darum der Anschauung, welche Bosizio in seinen Werken: Hexaëmeron und Geologie, und: Geologie und Sündfluth ausführlich vertritt, kaum zuzustimmen, daß man überhaupt kein Recht habe, von sichern und unumstößlichen Ergebnissen der geologischen Forschung zu reden, weil diese die ursprüngliche Entstehung und die ersten Entwicklungsphasen des Erdkörpers und der organischen Wesen nicht mehr in Wirklichkeit beobachten könne und daher höchstens über die Entwicklungsgeschichte, über Gestalt und Zusammensetzung der Körper Aufschlüsse ertheilen, aber nicht sagen könne, wann und in welchen Zeiträumen etwas zuerst entstanden sei, so daß also die Annahme von großen Zeiträumen für die Schöpfung als unerwiesene Hypothese erscheine. Immerhin

6*

wird man aber diesem Auctor Recht geben müssen, wenn er sagt, die Geologie sollte in ihren Behauptungen etwas mäßiger sein, da sie noch nicht mehr vom Erdkörper durchforscht hat, als etwa der Anatom, der die Oberhaut eines Menschenkörpers ein wenig aufgeritzt hat.

44) Näheres über die Restitutionstheorie s. bei Reusch, Bibel und Natur, 3. Aufl., S. 223 ff. Güttler, Naturforschung und Bibel, S. 77 ff.

45) Der samar. Text, ebenso Onkelos und die Peschito stimmen mit dem masor. Texte überein, indem sie „Decke" lesen. Saadia Gaon hat dafür, übereinstimmend mit den Griechen, ġalad = Festigkeit, Veste.

46) Gesen. thes.; Maurer, Lex.; Fürst, Lex.

47) Pfaff (Schöpfungsgesch., S. 745) ist geneigt, dies anzunehmen.

48) Die heilige Schrift gibt keinen Anlaß, mehr als drei Himmel (coelum aëreum, sidereum und empyreum der ältern Theologen) zu unterscheiden. 2. Kor. 12,2 sagt Paulus von sich: „Ich kenne einen Menschen, der bis in den dritten Himmel entzückt wurde." Das Paradies, von dem dann sogleich die Rede ist, ist offenbar mit dem dritten Himmel identisch, nicht ein noch höherer. Die Vorstellung von sieben Himmeln findet sich erst bei den spätern Rabbinen und in einigen Apokryphen des 2. und 3. Jahrhunderts. (Gegen Meyer. Ausl. des 2. Kor.-Br., 12,2.) Die Stelle Ephes. 4,10 (der herabstieg ist der Nämliche, der auch emporgestiegen ist über alle Himmel) berechtigt in keiner Weise, dem Paulus anzudichten, er habe sieben Himmel unterschieden.

49) Die Ableitung von schamem scheint etymologisch und grammatisch wohl möglich. Man erwartet zwar zwei Mem (wie tannin von tanan), allein vgl. remes von ramam kriechen. Sollte die Ableitung richtig sein, so ließe sich das Sanskritwort für Himmel vi-jat d. h. Theilung, Auseinandergehen damit vergleichen.

50) Arida = ἡ ξηρά = genaueste Übersetzung des hebr. hajjabbaschah. Man muß wohl terra, γῆ ergänzen. Besser wäre die Übers. aridum, τὸ ξηρόν. Die Sept. setzen bei: „Und es sammelte sich das Wasser, das unter dem Himmel war, in seine Sammelplätze, und es erschien das Trockene." Die andern Texte enthalten Nichts davon.

51) Aus 1 Liter Wasser z. B. erzeugen sich 1700 Liter Dampf.

52) Der deutsche Name Erde hängt (nach Zehetmayr) nicht mit dem hebr. 'arez zusammen, sondern bezeichnet die umgehende, kreisende, wandelnde, dann auch die bewegliche, wie das sanskrt. nrtû f., welches Erde, dann auch Wurm bedeutet und zum Verbum nart-ati umkreisen, umgehen gehört. Grimm (deutsches Wörterbuch) drückt sich über die Bedeutung von Erde unsicher und schwankend aus.

53) Hebr. V. 11. Und Gott sprach: Es lasse die Erde aufsprossen Gras, samentragendes Kraut, Fruchtbäume, die Frucht tragen nach ihrer Art, in welcher ihr (der Bäume) Same ist über der Erde. Und es geschah so. 12. Und die Erde brachte hervor Gras, Kraut, welches Samen trägt nach seiner Art, und Fruchtbäume, welche Frucht tragen, in welcher ihr Same ist nach ihrer Art. Und Gott sah u. s. w.

Sept. 11. Und Gott sprach: Es bringe die Erde hervor Graspflanzen, Samengewächse nach ihrer Art und ihrem Gleichnisse und Fruchtbäume, welche Frucht tragen, deren (der Bäume) Same in ihr sei nach ihrer Art über der Erde. Und es geschah so. 12. Und die Erde brachte hervor Graspflanzen, Samengewächse nach ihrer Art und ihrem Gleichnisse und Fruchtbäume, welche Früchte hervorbringen, deren Same darin ist nach ihrer Art über der Erde. Und Gott u. s. w.

Die übrigen Texte weichen nicht wesentlich ab. Der samar. stimmt fast wörtlich mit dem hebr. zusammen, aber auch Onk. Pesch. und Saad. unterscheiden deutlich die drei Arten der Gewächse: das niedrige Gras, die staudenartigen Samengewächse und die Bäume.

54) „Was die organische Schöpfung betrifft, so begann dieselbe mit dem Pflanzenreiche." Pfaff, S. 742. — In das dritte Tagewerk fällt auch die Entstehung der Steinkohlen, die man als Überreste der ersten und einfachsten Pflanzen anzusehen hat. „Auf nur wenig über das Meer erhobenem Lande schoß eine üppige Vegetation von Pflanzen auf, welche zu Grunde ging, als später eine neue Senkung sie unter den Meeresspiegel brachte. Sand- und Schlammmassen überlagerten sie . . . . Der Mehrzahl nach bestanden diese Pflanzen nicht aus baumartigen Gewächsen, sondern nach den mikroskopischen Untersuchungen von Link entstand die größere Masse von Steinkohlen aus üppig wuchernden, niedrig organisirten, dichtgedrängt den Boden bedeckenden Gewächsen." (Pfaff, S. 524 ff.) Das üppige Wachsthum dieser Pflanzen muß auf die größere Wärme und Feuchtigkeit der Urzeit gegründet sein. Da sich ferners die Steinkohlen auch im hohen Norden finden, ein Anschwemmen derselben aus dem Süden aber wegen der theilweise sehr großen Ausdehnung ihrer Gebiete (25,000 □ Meilen in Nordamerika) nicht denkbar ist, sie vielmehr an Ort und Stelle entstanden sein müssen, so muß die Wärme, wohl vom Erdkörper selbst ausgehend, über alle Gegenden, auch über den jetzt eisigen Norden, gleichmäßig verbreitet gewesen sein. Wäre schon die Sonne die Wärmequelle gewesen, so ließe sich das Vorkommen der Steinkohlen im hohen Norden schwer erklären.

55) Näheres über die Urzeugung mit Literaturangaben s. bei Reusch, Bibel und Natur, S. 324 ff. Güttler, Naturf. und Bibel, S. 134 ff.

56) „Wollen wir nicht zu Wundern und Unbegreiflichkeiten unsere Zuflucht nehmen, so müssen wir die Entstehung der ersten organischen Wesen durch die freie Zeugungskraft der Natur selbst einräumen." Burmeister, Geschichte der Schöpfung, S. 286.

57) Gustav Bischof, Lehrbuch der Geologie, 1. Aufl. S. 101.

58) Petr. Lomb. lib. sent. II. dist. 15.

59) Die beiden wichtigsten Werke Darwins sind: On the origin of species by means of natural selection or the preservation of favoured races in the struggle for life. London, 1859. Deutsch von H. G. Bronn unter dem Titel: Über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung oder Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein. Stuttgart, 1860. The variation of animals and plantes under domestication. London, 1868. Deutsch von Carus: Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication. Stuttgart, 1868. — Darwin hatte übrigens mehrere Vorläufer. Abgesehen von der schon erwähnten Schleimtheorie Okens ist zu erwähnen die Ansicht von Lamarck (Philosophie zoologique, 1809), daß die Thierwelt aus zwei Urformen entsprossen sei, dem Infusionsthierchen und dem Wurme; diese entstanden durch generatio aequivoca, und aus ihnen haben sich allmählich die Weichthiere, Fische, Reptilien, Vögel, Säugethiere und zuletzt der Mensch entwickelt. Näheres bei Reusch S. 343. — Aber auch Göthe hat ähnlich gedacht, da Charlotte v. Stein (Düntzer, Ch. v. St., ein Lebensbild, Stuttg. 1874) sich glücklich fühlt, daß Göthe den Zwischenknochen am Kiefer des Menschen entdeckte, dessen Mangel man bisher als das unterscheidende Merkmal des Menschen betrachtet habe. Dieselbe sagt auch (I. Band S. 211): „Herders Ideen machen wahrscheinlich, daß die Menschen erst Pflanzen und Thiere gewesen; was die Natur weiter aus uns stampfen wird, wird uns wohl unbekannt bleiben." Häckel beruft sich gleichfalls häufig auf Göthe.

60) Vgl. Pfaff, S. 670. 61) ibid.

62) Man vgl. Altum, der Vogel und sein Leben. Münster, 1869.

63) Häckel, natürl. Schöpfungsgesch., S. 11 ff.

64) Virchow, Menschen- und Affenschädel. Berlin, 1870, S. 25.

65) Hebr. 14. Und Gott sprach: Es sollen Leuchten werden an der Decke des Himmels, um zu scheiden zwischen dem Tage und zwischen der Nacht, und sie sollen sein zu Zeichen und zu Zeiten und zu Tagen und zu Jahren, 15. und sie sollen sein zu Leuchten an der Himmelsdecke, auf daß sie leuchten über die Erde hin. Und es geschah so.

Sept. 14. Und Gott sprach: Es sollen Leuchten (φωστῆρες) entstehen an der Himmelsveste zum Leuchten auf die Erde hin, damit sie

trennen zwischen dem Tage und zwischen der Nacht. Und sie sollen sein zu Zeichen und zu Zeiten und zu Tagen und zu Jahren, 15. und sie sollen sein zum Leuchten an der Himmelsveste, daß sie scheinen auf die Erde. Und es geschah so.

Der samar. Text stimmt mit dem griechischen, Onkelos und die Peschito fast wörtlich mit dem hebr. Texte zusammen.

66) Der Singular j.hi für den Pl. jihju dient zur besondern Hervorhebung des Befehles, wobei das Subjekt noch unbestimmt gelassen ist.

67) S. Pianciani S. 174. Hummelauer übersetzt: „Es seien Lichter . . . um zu scheiden." Die Vulgata hat sicher besser fiant. Derselbe sagt: „Die dichten Wolkenmassen, die Ausgeburt des zweiten Tages, haben sich noch nicht zertheilt. Am vierten Tage weichen sie endlich, und zum ersten Male zeigt sich strahlend die Sonne am Himmel, ziehen am Abende Mond und Sterne am Himmel herauf." S. 44.

68) Das Folgende großentheils nach Pfaff, S. 195 ff.

69) Hebr. 16. Und es machte Gott die zwei großen Lichter, das große Licht zur Herrschaft über den Tag, und das kleine Licht zur Herrschaft über die Nacht, und die Sterne. 17. Und Gott gab sie an die Himmelsdecke, um zu leuchten auf die Erde, 18. und um zu herrschen über den Tag und über die Nacht und zu scheiden zwischen dem Lichte und zwischen der Finsterniß; und Gott sah, daß es gut war. 19. Und es ward Abend, und es ward Morgen, ein vierter Tag.

Die übrigen Texte stimmen damit gut zusammen.

70) Vgl. S. Thomae Aq. Summa I. qu. 70 art. 1. ad 5.

71) Secchi, die Sonne, deutsch von Schellen, Braunschweig, 1872 S. 3 und S. 107. Pfaff, S. 123 ff.

72) Pfaff, S. 129.

73) Secchi, S. 681. Weniger sicher drückt sich Edm. Neison (der Mond, 2. Aufl., Braunschweig, 1881, S. 90) aus, indem er eine Vegetation auf dem Monde für vielleicht doch möglich erklärt, zugleich aber sagt, es müßten hierüber erst Forschungen angestellt werden.

74) Vgl. auch Js. 45,12. Ps. 32,22.

75) Es ist vielleicht auch von Bedeutung rücksichtlich der Gestirne daß Dan. 8,10 die treuen Diener Gottes Sterne und ihre Gesammtheit Heer, zaba', (Sept. δύναμις, Vulg. fortitudo) genannt wird. Darnach gewinnt es den Anschein, als wäre die Erde mit ihren Bewohnern ein Abbild des gestirnten Himmels oder dieser ein Abbild von ihr, indem die Gerechten in Mitte der Sünder glänzen und leuchten wie Sterne am dunkeln Firmament. Man beachte auch, daß die Engel sich in Mächte der Finsterniß und Engel des Lichtes theilen, wie die Menschen in

Liebhaber des Lichtes und der Finsterniß zerfallen. (Joh. 1,5. 3,19. Röm. 13,12.)

76) Cete ist aus dem Griechischen der Sept. beibehalten = κήτεα contr. κήτη von κῆτος τὸ = großes Seethier, Walfisch, Haifisch u. dgl., eigentlich Schlund, Höhle (nach Buttmann Lexil. II. 95). Im Lateinischen findet sich dafür cetus i.

77) Hebr. 20. Und Gott sprach: Es sollen wimmeln die Wasser ein Gewimmel von lebenden Wesen, und Geflüge soll fliegen über der Erde an der Himmelsdecke. 21. Und Gott schuf die großen Meeresungeheuer und alle Lebewesen, die regsamen, wovon die Wasser wimmelten, nach ihrer Art und alle Flugthiere mit Flügeln ('oph kanaph = volatile alae = volatile alatum = volucre) nach ihrer Art; und Gott sah, daß es gut war. 22. Und Gott segnete sie mit den Worten: Seid fruchtbar und vermehret euch und erfüllet die Gewässer im Meere, und das Geflüge möge sich mehren über der Erde. 23. Und es ward Abend, und es ward Morgen, ein fünfter Tag.

Sept. 20. Und Gott sprach: Es sollen hervorbringen die Wasser Kriechende mit lebenden Seelen und Flugthiere, welche fliegen über der Erde an der (oder: gegen die, κατὰ τὸ στ.) Himmelsveste. Und es geschah so. 21. Und Gott machte die großen Meeresungeheuer und jegliches lebende Wesen von kriechenden Thieren, welche hervorbrachten die Wasser, nach ihren Arten und jegliches Flugthier mit Flügeln nach seiner Art. Und Gott sah, daß es gut war. 22. Und Gott segnete sie und sprach: Wachset und vermehret euch und erfüllet die Gewässer in den Meeren, und die Flugthiere sollen sich vermehren über der Erde. 23. Und es wurde Abend, und es wurde Morgen, ein fünfter Tag.

78) Tannin bezeichnet etwas Gedehntes, lang Gestrecktes und ist verwandt mit tanah und tanan sich ausstrecken.

79) S. Thomae Aq. Summa I. qu. 72 ad 4.

80) Der hebr. Text (ebenso der samar., Onkel., Pesch.), stimmt hier fast wörtlich mit der Vulg. zusammen. (Chaj^e^tho für chajjath, alterthümlicher cas. constr., wegen der feierlichen Rede gewählt, eine Spur alter Casusendungen. S. Gesenius-Rödiger, Gramm., 20. Aufl., § 90.) Die Sept. haben V. 24 statt Vieh Vierfüßige (τετράποδα).

Vgl. Burmeister, Geschichte der Schöpfung, 1. Aufl., S. 333.

82) Häckel, natürl. Schöpfungsgesch., 5. Aufl., S. 360: „Der natürliche Schöpfungsbericht, wie ihn die Paläontologie liefert, ist eine Geschichte der Erde, unvollständig erhalten und in wechselnden Dialekten geschrieben, wovon aber nur der letzte, bloß auf einige Theile der Erdoberfläche sich beziehende Band auf uns gekommen ist. Doch auch von diesem

Bande ist nur hie und da ein kurzes Kapitel erhalten, und von jeder Seite sind nur da und dort einige Zeilen übrig."

83) Hebr. 26. Und Gott sprach: Laßt uns machen Menschen ('adam d. h. die Gattung Mensch, Acc. Sing.) in unserem Bilde nach unserem Gleichnisse, daß sie herrschen über die Fische des Meeres und über das Geflüge des Himmels und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Kriechende, das kriecht auf der Erde.

Sept. 26. Und Gott sprach: Laßt uns machen Menschen (ἄνθρωπον ohne Artikel) nach unserem Bilde und nach (unserem) Gleichnisse; und sie sollen herrschen über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und das Vieh und die ganze Erde und die Kriechthiere, welche kriechen auf der Erde.

Der samar. Text und Onkelos stimmen genau mit dem masoreth. Texte zusammen. Die Peschito aber hat die Aufzählung am verständlichsten, indem sie anstatt „über die ganze Erde" liest: „über alles Gethier der Erde" d. h. das Wild. Hummelauer (S. 47) dürfte Recht haben, wenn er meint, es sei hier im Urtext: das Wort Gethier, chajjath, ausgefallen, das der Syrer erhalten hat. Demnach sind alle früher genannten Thierklassen aufgezählt: Fische, Flugthiere, Hausthiere, Wild, Kriechthiere. Möglich ist es indeß auch, daß der Syrer nur sinngemäß ergänzt hat. Vgl. Job 12,8, wo ha'arez das Gewürm zu bezeichnen scheint.

84) Vgl. s. Thom. Aq. Summa I. qu. 91. art. 4. ad 2.

85) Chrysost. hom. 9. in Gen.; Basil. hom. 10. in Hexaëm. Ähnlich Hier., Aug., J. Damasc., Bern. S. Corn. a Lap. zu dieser Stelle; ebenso S. Thom. Aq. Summa I. qu. 93. art. 9.

86) Vgl. z. B. Dieringer, Dogmatik, 2. Aufl., S. 220. (In dem bᵉ und kᵉ des hebr. Textes liegt indeß kein Unterschied begründet, sondern beide Präpositionen gelten nach Gen. 5,1.3 als gleichbedeutend.)

87) Joh. 4,24. „Ein Geist ist Gott" u. s. w. Vgl. auch Taciti hist 5,5,4: Judaei mente sola unumque numen intelligunt. — Wenn manchmal von einer Gestalt Gottes die Rede ist, so ist dies nur eine angenommene, in welcher sich der Sohn Gottes vor der Incarnation als „Engel Gottes" hie und da menschenähnlich offenbar machte. Daß die alten Israeliten sich Gott als Geist dachten, anerkennt sonderbarer Weise Knobel selbst in der Erklärung des Deuteron., wo er zu 4,15 bemerkt: „Das Verbot des Bilderdienstes wird damit begründet, daß Israel beim Reden Jehova's auf dem Sinai keine Gestalt gesehen und Gott also als nicht gestaltig und unabbildbar zu denken habe." Dem sonst so genauen Schriftsteller scheint hier entgangen zu sein, daß er damit seiner eigenen Behauptung zu Gen. 1,26 widersprach.

88) Hebr., Sam., Onk., Pesch. ebenso Sept. 27. Und Gott machte den Menschen, nach dem Bilde Gottes machte er ihn, Mann und Weib machte er sie.

89) Gen. 3,20: Adam nannte den Namen seines Weibes Eva (Chavvah), weil sie die Mutter aller Lebenden wurde. Gen. 9,19: (Von den Söhnen des Noe) ist entsprungen das ganze Menschengeschlecht auf der ganzen Erde. 1. Kor. 15,22: Wie in Adam Alle sterben, so werden in Christus Alle lebendig. Vgl. Röm. 5,12.19.

90) Vgl. die gründliche Schrift von Rauch: Die Einheit des Menschengeschlechtes, Augsburg, 1873; auch Reusch, Bibel und Natur, S. 385 ff. Die Einheit leugnen u. A. Vogt und Burmeister, weil es unmöglich sei, daß die Menschheit sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit so sehr vermehrt haben könne, daß schon einige Jahrhundert nach der Fluth Ägypten von Millionen bevölkert gewesen sei. Indeß ist es nicht schwer, eine solche Fruchtbarkeit unter günstigen Verhältnissen nachzuweisen. S. Reusch S. 431. Agassiz bestreitet die Einheit aus dem Grunde, weil der Mensch an die Gebiete der Flora und Fauna gebunden sei, deren er acht annimmt. Dagegen hält Peschel (Völkerkunde, 2. Aufl., Lpzg. 1875) es für gewiß, daß die Menschheit sich von Einem Punkte aus über die Erde verbreitet habe; als diesen Punkt erklärt er einen untergegangenen Erdtheil im indischen Ocean, welchen er Lemurien nennt; doch läßt er auch Südasien oder Afrika zu. (S. 34 ff.)

91) Vgl. Lüken, die Traditionen des Menschengeschlechtes, 2. Aufl., Münster 1869.

92) Platos Symposion, Cp. 14 und 15. Auch in der indischen chaldäischen und phönicischen Sage findet sich die Idee von Einem zweigeschlechtigen Urmenschen. S. Lenormant, les origines de l' histoire, Paris 1880, p. 52. Lenormant selbst zweifelt an der Richtigkeit der Übersetzung von zela' (Gen. 2,21) mit Rippe (cote) und will lieber Seite (cotè) übertragen. Aber das Stammwort zala' heißt ursprünglich hervorragen (Gesen. thes.), woraus sich der Begriff Rippe und dann erst der Begriff Seite entwickelt hat. Alle alten Üebersetzer und Ausleger verstanden unter zela' Rippe.

93) Der masor. und samar. Text und Onk. stimmen mit der Vulgata zusammen. Die Sept. sagen am Schlusse nach „Vögel des Himmels": „und über alles Vieh und die ganze Erde und alles Kriechende, das kriecht auf der Erde." Pesch.: „Vögel des Himmels und über das Vieh und über alle Lebewesen, welche kriechen auf der Erde."

94) Näheres S. Thomae Summa II. 2. qu. 152 art. 2.; supplem. qu. 41. art. 2.

95) Vgl. Reusch, Bibel und Natur, S. 500, wo eine Reihe von Gelehrten namhaft gemacht wird, welche den Pfahlbauten die Zeit zwischen 1000 und 100 vor Christus zuweisen.

96) Vgl. Reusch, S. 481, Pfaff, neueste Forschungen und Theorien auf d. Geb. d. Schöpfungsgesch. S. 76. ,Güttler, Naturf. u. B., S. 279., Hummelauer in den Stimmen aus Maria Laach, Bd. 16. — Klein, Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften, IV. Köln und Lpzg. 1876, S. 267: „Die Anwesenheit des Menschen in der Tertiär-Epoche ist trotz vielfacher Bemühungen noch immer nicht nachgewiesen." Dieselbe Revue (VI., 1878, S. 5 ff.) enthält einen Bericht über die 8. Versammlung der Anthropologen und Archäologen in Budapest im Sept. 1876, wornach der Italiener Capellini referirte über seine Entdeckung von Spuren des Menschen in der Tertiärzeit Toskanas. Es sind Knochen des Balänetus, Walfischreste, mit Einschnitten versehen, welche nach Capellini von Menschenhand herrühren. Es ist aber fraglich ob die Einschnitte am frischen oder am trockenen, alten Knochen gemacht worden sind. Die Versammlung hatte daher Bedenken, die Deutung Capellinis als richtig anzuerkennen. Die Frage steht demnach auf dem alten Punkte.

97) Die Schrift von Kjerulf, norwegisch abgefaßt, wurde von Dr. Lehmann ins Deutsche übersetzt und in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Virchow und Holtzendorf (Heft 352 und 353) veröffentlicht unter dem Titel: Einige Chronometer der Geologie. Berl. 1880. Vgl. Stimmen aus M. Laach, 1881. V. S. 556.

98) Hebr. 29. Und Gott sprach: Siehe, ich gebe euch alles Samen tragende Kraut, welches ist über der ganzen Erde und alle Fruchtbäume, an welchen samenhaltige Baumfrucht ist, — euch sei es zur Speise. 30. Und allen Thieren des Landes und allem Geflüge des Himmels und allem Kriechenden auf der Erde, worin eine lebende Seele ist (gebe ich) alles Grüne von Kraut zur Nahrung. Und es geschah so. — Die Sept. stimmen damit völlig überein; nur haben sie vor „alles grüne Gras zur Nahrung" ein offenbar überflüssiges und (καί), das die Construction stört. Der samar. Text, die Peschito und Onkelos sind dem Hebr. gleichlautend.

99) Vgl. Gen. 15,18; 17,20; 23,11.13. Ps. 31,6. Ähnlich steht im Arabischen das Perfekt bei Zusicherungen. Vgl. Gesenius-Rödiger, 20. Aufl., S. 254.

101) Ist es denkbar, daß die Vögel und fliegenden Insekten, sowie di Reptilien sich je von Gras nährten? Geradezu unmöglich wird eine

solche Ernährung nicht genannt werden können. Unter der Fülle der Pflanzenkeime der Urzeit war gewiß Stoff genug zu ihrer Erhaltung.

101) Pererius, Comment. in Gen., Col. Agripp. 1601, p. 232 seqq.

102) Vergilii Georg., I. 130. Ovidii Metarmorph. 15,96 seq. Ejusd. fast. 4,395 seq. Diod. Sic. 1,43. 2,38. Jos. Flav. antiqu. I. 1.

103) Gegen die Vorzüglichkeit der Pflanzenkost kann man anführen, daß Jesus Christus, das höchste Muster aller Menschen, selbst Fleischspeisen genossen habe. Indeß konnte er nicht wohl eine Ausnahme machen während der Dauer des alten Bundes, der durchaus den Charakter der Strenge, wie gegen die Bundesangehörigen, so auch um des Menschen willen gegen die Thiere hatte, die jährlich zu Tausenden geschlachtet und geopfert werden mußten. Als er aber zum letzten Male das Osterlamm gegessen hatte, setzte er die hl. Eucharistie nicht etwa in Fleisch und Blut eines Lammes, sondern in Pflanzenproducten ein. Man kann ferners sagen, Gott würde die Fleischnahrung auch nach der Sündfluth nicht gestattet haben, wenn sie minder vorzüglich wäre, als die Pflanzenkost. Indeß gestattet Gott öfters dem Menschen etwas, wornach sein Gelüste geht, zur Strafe. Als die Israeliten mit dem Himmelsbrode in der Wüste nimmer zufrieden waren und nach Fleisch schrieen, erlangten sie es, aber zu ihrem Verderben. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Fleischgenuß geradezu verwerflich, sondern nur, daß er dem geistigen und leiblichen Wohle des Menschen minder zuträglich sei. Endlich wird hingewiesen auf die Organe des Menschen, welche für eine gemischte d. h. halb thierische, halb pflanzliche Nahrung eingerichtet seien. Indeß stehen dieser gewöhnlichen Anschauung viele Aussprüche achtbarer Gelehrten entgegen, welche nach dem anatomischen Aufbau des Menschen und nach physiologischen Gesetzen die Pflanzenkost für die der menschlichen Natur entsprechendste erklären. So sagt z. B. Cuvier: „Pflanzennahrung scheint dem Menschen natürlich zu sein. Seine Hände gewähren ihm das leichte Einsammeln der Früchte. Seine sogenannten Hundszähne überragen nicht (wie bei Raubthieren) die allgemeine Linie der übrigen; sie und die übrigen Zähne würden ihm nicht erlauben sich von Kräutern zu nähren, noch Fleisch zu verzehren, wenn diese Stoffe nicht vorher durch den Küchenproceß zubereitet würden." Linné äußert sich so: „Diese Nahrungsart (die Früchtediät) ist dem Menschen nach der Structur seines Mundes, Magens und seiner Hände am natürlichsten." (Horsell und Trall, die diätetische Frage, Berlin, Grieben, 1870, S. 13. Andere Schriften über diesen Gegenstand: Graham, Physiologie der Verdauung und Ernährung, Cöthen, 1880; Wellmer, die vegetarische Lebensweise, Cöthen, 1877; Nagel, Rückkehr zur Natur, Barmen, 1873.)

104) So auch die übrigen Texte; nur fügen sie zwischen „und — es war“ ein siehe ein. Zum ersten Male steht übrigens hier im Hebr. der Artikel: jom haschschischschi „der sechste Tag“, eigentlich: ein Tag, der sechste. S. Gesen.-Röd. Gramm., 20. Aufl., S. 231.

105) S. Augustin. de gen. contra Manich. 1,21.

106) S. Thom. Aq. Summa I. qu. 25. art. 6.

107) Knobel verweist auch auf die Ausdrücke κόσμος und mundus, welche nach ihm auch die Güte der Welt bezeichnen. Aber sie deuten wohl nur auf die gute Ordnung, die sich im Weltganzen für den Menschen bemerklich macht, nicht auf das moralisch Gute d. h. das Gott Wohlgefällige.

108) Hebr. 1. Und es wurden vollendet der Himmel und die Erde und all ihr Heer. 2. Und es vollendete Gott am siebenten Tage sein Werk, welches er gemacht, und er ruhte am siebenten Tage von all seinem Werke, welches er gemacht hatte. 3. Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an ihm ruhte von all seinem Werke, das Gott geschaffen hat in Thätigkeit.

Sept. 1. Und es wurden vollendet der Himmel und die Erde und all ihr Schmuck. 2. Und es vollendete Gott am sechsten (τῇ ἕκτῃ) Tage seine Werke, die er gemacht, und er ruhte am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er vollbracht hatte. 3. Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an ihm ruhte von allen seinen Werken, die Gott angefangen hatte (ἤρξατο) zu thun.

Der samar. Text stimmt Wort für Wort mit dem hebr. überein, ausgenommen im Anfang von V. 2, wo er mit den Sept. sagt: „Und Gott vollendete am sechsten Tage“ u. s. f. Die samar. Übersetzung hat für „Heer“ V. 1 „Geschöpf“.

Onkelos und Peschito treffen gleichfalls mit dem Hebräischen zusammen; nur hat auch die Pesch. V. 2: „Und Gott vollendete am sechsten Tage“ u. s. f.

109) Joh. 5,17: „Mein Vater wirkt immerfort, und auch ich wirke.“ Vgl. S. Thomae Aqu. Summa I. qu. 73.

110) Die Gestirne werden als Heer des Himmels bezeichnet Js. 34,4; 45,12 und öfter. Nehemias 9,6: „Du hast den Himmel gemacht und den Himmel der Himmel und all ihr Heer; die Erde und Alles, was auf ihr ist; das Meer und Alles, was darin ist, und du belebst dies Alles, und das Heer des Himmels betet dich an.“ Diese Stelle ist offenbar ein Nachhall von Gen. 2,1 und gibt die Erklärung dazu. Das anbetende Heer des Himmels kann hier nur die Engelwelt sein. Ebenso wird 3. Kön. 22,19 von den Engeln gesagt: „Ich sah den Herrn sitzend auf

seinem Throne und das ganze Heer des Himmels, welches ihm zur Rechten und Linken stand." Diese Stellen sind gewiß auch ein Beweis, daß Gen. 1,1 mit dem Himmel die Engel mitbegriffen sind.

111) Jos. Fl. adv. Apion. 2,2: ἀνάπαυσις ἀπὸ παντὸς ἔργου.

112) Dies die wahrscheinlich richtige Erklärung. Vielleicht liegt aber der Nachdruck auf bara', so daß der Sinn ist: Gott ließ am 7. Tage ab von seinem Werke, daß er durch seine Thätigceit aus Nichts hervorgebracht hatte; fortan schuf er nicht mehr. (Gesen. thes. I. p. 236.)

113) Wie die Ergänzung des Schöpfungsberichtes Cp. 2, 3—25, so sind auch die ersten 34 Verse der Genesis streng historisch zu fassen. Conflicte mit der modernen Naturwissenschaft lassen sich bei correcter Erklärung unschwer ferne halten. Die mehr oder minder „ideale" Auffassung des ersten Abschnittes der Bibel, wie sie in neuester Zeit zur Vermeidung von Conflicten zwischen Bibel und Wissenschaft sich gebildet hat scheint Manches gegen sich zu haben.

Im Aprilhefte 1881 der Dublin Review veröffentlichte W. Clifford, Bischof von Clifton, eine Abhandlung, in welcher er die ersten 34 Verse der Genesis nicht als eigentlichen Schöpfungsbericht, sondern als einen mit der Genesis innerlich nicht verknüpften, für sich dastehenden rituellen Lobgesang erklärt. Er meint, man wollte in diesem Hymnus dem wahren Gott nur überhaupt die Weltschöpfung zuerkennen, aber nicht sagen, daß Gott die Welt gerade in sechs Perioden geschaffen habe. In der Abtheilung der Schöpfungsvorgänge entsprechend einer Woche sollten die Wochentage geheiligt werden, wie die Ägypter jeden Tag dem Wirken eines falschen Gottes weihten. Demnach wäre also nicht die Schöpfung und der Schöpfungsbericht die Grundlage der Woche, sondern umgekehrt die Woche wäre die Grundlage Dessen, was man bisher Schöpfungsbericht nannte, während man es Schöpfungsgesang hätte nennen sollen. Über die Ordnung, in welcher Gott die Welt mit allen ihren Einzelheiten geschaffen hat, will die Genesis Nichts mittheilen.

In ähnlicher Weise spricht sich Dr. Schäfer in seinem jüngst erschienenen, übrigens ausgezeichneten Buche „Bibel und Wissenschaft" (Münster, 1881) aus. Nach ihm will die Bibel nirgends wissenschaftliche Aufschlüsse geben, sondern sie verfolgt nur Heilszwecke. Daher bedient sie sich der populären Darstellungsweise, der Sprache der Anschauung. Naturwissenschaft und Offenbarung sind zwei völlig gesonderte Gebiete, die miteinander Nichts zu schaffen haben. Die Bibel läßt der Naturforschung völlige Freiheit, weil sie auf einem ihr fremden Gebiete sich zu bewegen hat. — Rücksichtlich des ersten Abschnittes der Bibel ist anzunehmen, daß er auf eine Vision gegründet ist, welche dem Adam zu Theil wurde.

Diese Vision zeichnete die Schöpfungsvorgänge in ihren Hauptumrissen. Die Reihenfolge ist aber nicht streng festzuhalten, wie sie gegeben ist, sondern ideal, und Manches ist gleichzeitig zu denken (z. B. die Schöpfung des Lichtes und der Sonne), was logisch auseinander gestellt ist.

Wie schon die Anschauung Cliffords manchen Widerspruch gefunden hat, so wird auch Dr. Schäfer nicht allseitigen Beifall erlangen. Es ist nämlich zu fürchten, daß durch diese Idealisirung das Bibelwort an seinem Ansehen und seiner Geltung geschädigt werden möchte. Auch scheint ein Abgehen von der kirchlich-exegetischen Tradition bedenklich. In der Kirche ist der erste Bibelabschnitt stets historisch angesehen und erklärt worden. Der hl. Augustinus hat seine frühere Anschauung, daß man den Bericht allegorisch fassen könne, später zurückgenommen und corrigirt. (Cfr. Pererius, Comment. in Gen. p. 7; Innsbr. Zeitschrift f. kathol. Theol., 1882, I. S. 182 ff. Auch in einem Aufsatz der histor. pol. Blätter, 89. 5 S. 347 ff, wird gegen diese ideale Auffassung Widerspruch erhoben und namentlich betont, daß die an den versteinerten Pflanzenresten erkennbaren Jahresringe nicht, wie man meinte zu einem Aufgeben der concordistischen Anschauung zwingen, da ja nicht nachgewiesen werden kann, daß diese Pflanzenreste gerade aus dem Beginn der Pflanzenschöpfung, d. h. nach unserer Auffassung aus dem dritten Tagewerke stammen. Die hl. Schrift sagt nur, daß die ersten Pflanzen am dritten Tage zum Vorschein kamen.)

9